GESCHLECHT behindert

BESONDERES MERKMAL FRAU

EIN BUCH VON BEHINDERTEN FRAUEN

C. Ewinkel, G. Hermes u.a. (Hrsg.)

AG SPAK M68

AG SPAK M 68

IMPRESSUM

c bei den Herausgeberinnen
1. Auflage Oktober 1985
2. Auflage März 1986
Umschlaggestaltung: Margit Türk
Lektorat: Franz C. Scheiblhuber
Druck: Druckladen Augsburg
Erscheinungsort: München

Dieser Band erscheint als M 68 in der Reihe
MATERIALIEN DER AG SPAK
bei AG SPAK PUBLIKATIONEN
(Träger: Verein zur Förderung der sozialpolitischen Arbeit e.V.)

Vertrieb: AG SPAK PUBLIKATIONEN
Kistlerstr. 1
8000 München 90

sowie für
Österreich: Winter OHG, Wien
Schweiz: Riklin & Candinas, Bern

ISBN 3 – 923 126 – 33 – 6

GESCHLECHT:BEHINDERT
BESONDERES MERKMAL:FRAU

Ein Buch von behinderten Frauen

Herausgeberinnen:

Silke Boll
Theresia Degener
Carola Ewinkel
Gisela Hermes
Bärbel Kroll
Sigrid Lübbers
Susanne Schnartendorf

Mitarbeiterinnen:

Barbara Eckert
Heidi Kahle
Maritta Leiss
Marion
Anneliese Mayer
Regina Pudwill
Ulrike Rittner
Monika S. (Name auf Wunsch geändert)
Birgit Stadler
Uschi Willike

Dieses Buch widmen wir Susanne Schnartendorf, die kurz vor der Veröffentlichung unserer Erfahrungen als behinderte Frauen am 30. August 1985 verstarb.

Die Herausgeberinnen

INHALT

Vorwort 7

FRÜHER 9
Die Bremskraft meiner Mutter — Ich durfte hübsche Kleidchen tragen und bekam eine Schleife ins Haar — Stopp! Hier beginnt mein Leben! — Mein Selbstwertgefühl basierte auf meinem klugen Köpfchen — Laß dir nichts gefallen. Wehr dich! — Für meine religiöse Bildung wurde gesorgt, für den Rest sorgte ich selber — Das willst du ja gar nicht selber

SONNENTOP OHNE ARME IST WIE MINIROCK MIT SCHIENEN 43
Das Schönheitsideal und seine Folgen — Krüppelfrauen sind nicht "in" — Prothesen — Wirf die Prothesen weg, wenn sie dir nichts nützen— Gemeinsam gegen Männernormen — Einige Kostproben aus der Trivialliteratur — Lieber 'ne Taube auf dem Dach, als 'ne Blinde im Bett— Ein Mann zum Vorzeigen

§ 218 69
Na Mädchen, das kriegen wir schon hin — Medizinische oder soziale Indikation? — Die Reform des § 218 in Gefahr — Wie würde sich eine derartige Verschärfung des § 218 auf uns Krüppelfrauen auswirken? — Wir Krüppelfrauen und der § 218

§ 177 87
Vergewaltigung — Prozeßbericht

STERILISATION 95
Einfach so — Ein Kind, das geht doch nicht! — Zwangssterilisation im "wohlverstandenen Interesse der Behinderten?"

BEHINDERTE MÜTTER 115
Leute, die mich nicht kannten, dachten, dieser dicke Bauch gehöre zu meiner Behinderung — Ihr könnt dem Kind doch gar kein Vorbild sein!

BERUFLICHE ERSTAUSBILDUNG BEHINDERTER MÄDCHEN 131
Aus behinderten Mädchen werden behinderte Frauen gemacht — Das ist doch besser als gar nichts! — Einbahnstraße Berufsbildungswerk — Wir wurden dort richtig auf Leistung getrimmt — Endstation Werkstatt

HAUSHALT STATT REHA 153
Frau + behindert = arbeitslose Krüppelfrau — Hausfrau - Behindert von einem Tag zum anderen.Was nun? — Experten unter sich über uns — ...wenn diese Umstände nicht gewesen wären, hätte ich diesen Arbeitsplatz nicht bekommen — Soviel Verantwortung, wie ich übernehmen könnte, hab ich bestimmt nicht — Sonst ist man nur 'ne halbe Arbeitskraft — ...sie ist und bleibt ein exotisches Wesen

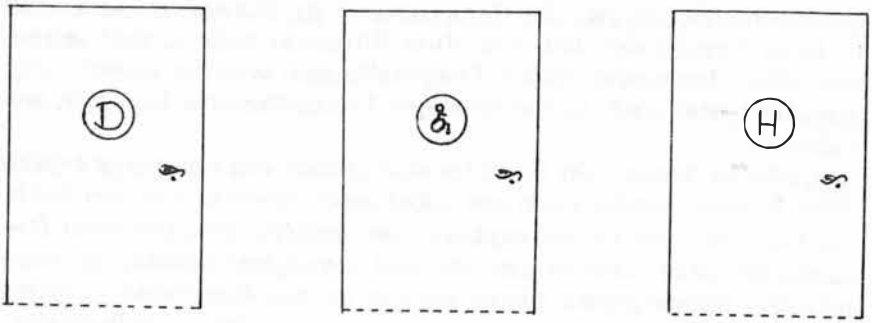
Schlußwort 183

Anmerkungen 185

Vorwort

Angefangen hat alles damit, daß einige behinderte Frauen, aus verschiedenen Städten der BRD, zum Krüppeltribunal (das im berüchtigten Jahr der Behinderten 1981 in Dortmund stattfand) gemeinsam Aspekte ihrer eigenen Diskriminierung in der nichtbehinderten Männerwelt ausgearbeitet haben.
Sehr schnell merkten wir damals, daß dieses Thema nicht als eines unter vielen auf einer Veranstaltung abgehandelt werden kann, weil es zu umfangreich und zu vielschichtig ist. Wir beschlossen, uns intensiver damit auseinanderzusetzen, wollten unseren Lebensbedingungen auf den Grund gehen. In einigen Städten bildeten sich Krüppelfrauengruppen, in denen wir einerseits unsere Erfahrungen als behinderte Frau aufarbeiteten, andererseits Ergebnisse unserer Diskussionen in die Öffentlichkeit brachten. Und so entstand dann die Idee, ein Buch über uns als behinderte Frauen zu schreiben. Dies erscheint auch dringend notwendig, wenn man/frau sich anguckt, was bisher überhaupt zum Thema veröffentlicht wurde. Fachleute der Behindertenarbeit handeln uns ausschließlich geschlechtsneutral als "die Behinderten" ab; Bücher, in denen betroffene Frauen sich selbst zu ihrer Situation äußern, sind selten. Vor allem frauenspezifische Fragestellungen wurden bisher nicht diskutiert, und auch in der gängigen Frauenliteratur kommen wir kaum vor.
Uns geht es darum, ein Buch herauszugeben, das nicht *über* behinderte Frauen, sondern von *uns* selbst geschrieben wurde; ein Buch, das nicht nur aus Erfahrungsberichten besteht, sondern auch Diskussionsansätze und -ergebnisse und verallgemeinerbare Schlüsse aufzeigt. Schwerpunkt dieses Buches ist die Auseinandersetzung mit unserer Situation, einerseits eine Frau, andererseits behindert zu sein. *Als Krüppel* sind wir minderwertige, gesellschaftlich unnütze Wesen. Der Wert eines Menschen bemißt sich in unserer Leistungsgesellschaft hauptsächlich an seiner Arbeitsleistung. Da unsere Arbeitskraft für Unternehmer nicht uneingeschränkt verwertbar ist, wir nicht konkurrenzfähig sind, stehen wir an unterster Stelle der Werteskala. Für die Nichtbehinderten ein Grund, uns in allen Lebenslagen gesondert zu behandeln, uns in Sonderkindergärten, Sonderschulen, Heimen und Sonderwerkstätten zu isolieren, und als minderwertig zu behandeln.
Als Frauen trifft uns die patriarchale Frauenunterdrückung ähnlich

wie nichtbehinderte Frauen. Wie sie werden wir an Männernormen gemessen; an den Normen der Schönheit und der Rollenerfüllung in Bezug auf Haushalt und Kindererziehung. Wir entsprechen diesen Idealen in keinster Weise. Das Patriarchat, die Machtverteilung zwischen Frauen und Männern, in der der Mann der Privilegierte ist, stützt sich jedoch auf die geschlechtsspezifische Rollenverteilung, in der die Frau für den privaten, den häuslichen Bereich und der Mann für den außerhäuslichen Bereich, für die Bestreitung des Lebensunterhalts zuständig ist. Eine behinderte Frau kann diese Rollenverteilung aufgrund ihrer "körperlichen Mängel" nicht gewährleisten, sie sichert nicht die Privilegien des Mannes. Auch entspricht sie nicht dem gängigen Schönheitsideal – eine behinderte Frau ist also kaum eine akzeptable Partnerin.
Wir Krüppelfrauen sind Frauen, die behindert sind, wir werden aber als Behinderte behandelt, die *nebenbei* weiblich sind. Behinderte gelten als eine Gruppe zwischen den Geschlechtern, die dritte Gruppe zwischen Frauen und Männern.



Die Herausgeberinnen danken allen Spendern und Spenderinnen, die dazu beitrugen, den Verkaufspreis dieses Buches zu senken.

FRÜHER

"Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht!"
So kurz und prägnant formulierten schon vor Jahren Frauen der Frauenbewegung die geschlechtsspezifische Erziehung vom jungen Mädchen zur angepaßten Hausfrau, Mutter und flotten Geliebten, die nur eines im Sinn hat, dem Manne zu dienen. Viel wurde inzwischen in dieser Richtung geforscht, viele neue Erkenntnisse zu Papier gebracht, doch wir behinderten Frauen/Mädchen wurden dabei kaum berücksichtigt. Da wir aufgrund unserer körperlichen "Mängel" kaum für die "natürliche Bestimmung der Frau" geeignet sind, ist es für uns wichtig, herauszufinden, ob denn auch wir wie ein "typisches Mädchen" erzogen wurden.
Fest steht:
Bei uns behinderten Frauen/Mädchen verlief die Erziehung zur "richtigen Frau" nicht so gradlinig wie bei nicht behinderten Frauen/Mädchen. Manche von uns wurden geschlechtslos, manche ein "bißchen" weiblich, manche eher männlich erzogen.
Wie unsere Kindheit verlief — geschlechtsspezifisch oder geschlechtslos, bildungsorientiert, integriert oder isoliert, unser Selbstbewußtsein fördernd oder niederhaltend — all das ist von vielen verschiedenen Faktoren abhängig, die bei einer Interpretation berücksichtigt werden müssen.
Die hier "be"schreibenden Frauen kommen aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten, teilweise verbrachten sie ihre Kindheit auf dem Land, teilweise in der Stadt, einige verlebten Teile ihrer Kindheit in einem Heim. Auch die Zahl der Geschwister und die Stellung unter ihnen spielt bei einer näheren Betrachtung sicher keine unwesentliche Rolle.
Die Eltern konnten die Behinderung unterschiedlich gut oder schlecht akzeptieren, was sich dann auch auf ihr Engagement für Integration und Bildung ihrer behinderten Tochter auswirkte. Je besser die Eltern sich mit der Behinderung arrangieren konnten, desto stärker setzten sie sich auch ein.

Auf eine theoretische Abhandlung über unsere Sozialisation verzichten wir bewußt, da eine umfassende und tiefgreifende Befragung notwendig wäre, um wirklich verallgemeinerbare Schlüsse über unsere Erziehung ziehen zu können, und das können wir nicht in diesem Buch leisten. Wir finden dieses Thema aber trotzdem wichtig, und baten deshalb verschiedene behinderte Frauen, Erfahrungsberichte über "früher" zu schreiben und die Frage zu berücksichtigen "Wurde ich geschlechtsspezifisch erzogen?"

Die Bremskraft meiner Mutter

Obwohl ich "nur" sehbehindert bin und unter Behinderten eher als Nichtbehinderte gelte, hatte die Sehbehinderung doch einen großen Einfluß auf meine Entwicklung und die Beziehung zu meiner Mutter.
Ich mußte eine Sonderschule für Sehbehinderte besuchen und blieb zu allem Überfluß auch noch ein Einzelkind, der völligen Überbehütung durch meine Mutter ausgesetzt.
Ich "genoß" eine Erziehung zur Isolation, Kontaktarmut, Unselbständigkeit und Abhängigkeit. Durch die ständige Betonung meiner Defizite ("Das siehst Du nicht!" "Das kannst Du nicht!") konnte ich meine wirklichen Möglichkeiten und Grenzen kaum selbst herausfinden, sondern wurde schon vorher in enge Schränken verwiesen. Damit war ein guter Nährboden für Minderwertigkeitsgefühle geschaffen.

Solange ich mich erinnern kann, ist die Beziehung zu meiner Mutter von Machtkämpfen geprägt.
Sie, die wie viele ihrer Generation nicht die Möglichkeit hatte, einen Beruf zu erlernen und der in ihrer Kindheit die benötigte Anerkennung und Liebe verweigert wurde, übertrug nun ihre Minderwertigkeitsgefühle auf mich. Das behinderte Kind schien eine Chance zu sein, den Nachholbedarf an Liebe und Anerkennung zu decken. Diese Erwartungen erfüllte ich jedoch in keinster Weise, da ich nicht ängstlich, sondern quirlig und aufgeweckt war und mich ständig gegen ihre übertriebene Fürsorge wehrte.

Der Bremskraft meiner Mutter stand das Verständnis meines Vaters für meinen Freiheitsdrang und für meinen Wunsch nach Selbständigkeit gegenüber.
Er, der weniger zum Untertan erzogen wurde und in seiner Kindheit mehr Freiheit erfahren hatte, war eher in der Lage, meine Fähigkeiten zu fördern und mir einen größeren Spielraum zu gewähren.
Allen Einwänden und aller Ängstlichkeit meiner Mutter begegnete

er mit dem Argument:

"Wir werden nicht ewig leben, drum muß sie lernen, allein zurechtzukommen."

Wenn ich zurückdenke, verbinde ich mit meinem Vater überwiegend Spaß und Bestätigung und mit meiner Mutter überwiegend Kontrolle und Beschränkung.
Ein gutes, lockeres Verhältnis zu meinem Vater und der Kampf um Distanz zu meiner allgegenwärtigen Mutter waren die Folge.
Das bessere Verhältnis zum Vater steigerte noch die Minderwertigkeitsgefühle der Mutter und führte natürlich auch zu Spannungen zwischen den Eltern, die sich auch wieder auf mich auswirkten (weil ich "so" bin, verstehen die zwei sich nicht).
Für meine Mutter ergab sich eine nahezu ausweglose Situation. Durch die ihr in der Kindheit vorenthaltene Liebe, versuchte sie mit aller Gewalt festzuhalten und bewirkte damit genau das Gegenteil, nämlich meinen Wunsch nach Distanz.
Je älter ich wurde, umsomehr kämpfte ich für meine Freiheit und Selbständigkeit und damit gegen meine Mutter. Wir wurden zu erbitterten Konkurrentinnen.

Als Resultat ihrer eigenen Sozialisation wurde ich natürlich zum *typischen Mädchen* erzogen. In den entsprechenden Aufgabengebieten (Kochen, Backen, Handarbeiten...) schien meine Mutter jedoch eine unschlagbare Konkurrentin zu sein. Sie jubelte mir immer wieder unter, wieviel besser und schneller sie das alles kann. Ich "durfte" ihr immer nur alles zureichen, ihr helfen, – bekam nie eine Aufgabe übertragen, die ich von Anfang bis Ende alleine bewältigen konnte. Wenn ich aber doch mal etwas alleine geschafft hatte, selbst mit dem Ergebnis zufrieden war und es meiner Mutter zeigte, war ihr Kommentar:

"Du hast ja auch lange genug dazu gebraucht" oder

"In dieser Zeit hätte ich es zehnmal gemacht".

Damit wurden meine Leistungen aber dann total abgewertet.

Irgendwann merkte ich, daß dieser Konkurrenzkampf aussichtslos für mich war. Ich fing an, jede Hilfe zu verweigern, wurde aufsässig:

"Hol Dir Dein Mehl doch selbst!"

"Leer doch den Mülleimer selbst aus!"

Mehr unbewußt suchte ich nach Beschäftigungen, bei denen ich sicher sein konnte, daß meine Mutter nicht mit mir konkurrieren

würde. Statt zu häkeln, zu stricken etc. las ich viel.

In der Zwischenzeit hatte ich meine kaufmännische Lehre und die Prüfung vor der Industrie- und Handelskammer hinter mich gebracht, was mein Selbstbewußtsein natürlich stärkte, wenn es auch immer noch sehr schwach war. Immerhin war es soweit erstarkt, daß ich im Laufe meiner Berufstätigkeit anfing, mir Gedanken darüber zu machen, wie ich aus dieser Tretmühle wieder herauskommen, was ich anderes, neues anfangen könnte.

Ohne meinen Eltern etwas davon zu erzählen, erkundigte ich mich, welche Möglichkeiten ich hatte. Schließlich begann ich heimlich am Abendgymnasium mein Abitur nachzuholen.
Ich wußte aus Erfahrung, daß ich von Seiten meiner Mutter nicht mit Unterstützung rechnen durfte und befürchtete, daß ein Gespräch mit ihr meine vorhandene Angst vor der Gruppe, den Lehrern und vor der Erfahrung, daß ich aufgrund der Sehbehinderung nicht mitkommen könnte, noch verstärken und mich von meinem Entschluß wieder abbringen würde.
Erst als ich mir ziemlich sicher war, daß ich es schaffen würde und es nicht mehr verheimlichen konnte, weil ich jeden Abend erst um 24^{00} Uhr nach Hause kam, erzählte ich meinen Eltern davon.
Ich stellte sie sozusagen vor vollendete Tatsachen, ging der Auseinandersetzung, die mich zuviel Kraft gekostet hätte, aus dem Wege. So konnte ich allmählich herausfinden, was ich wirklich wollte und konnte nach und nach meine eigenen Grenzen erkunden.
Erst als ich an Sicherheit gewonnen hatte und mich die vielen Einwände nicht mehr so verunsicherten, begann ich wieder von meinen Plänen zu erzählen.

Heute weiß ich, daß die ständigen Kämpfe, die ich mit meiner Mutter ausgefochten habe, uns *beide* viel Kraft gekostet haben. Es ist mir bewußt, daß ich sie oft verletzt habe.
Ich habe ihr mein Vertrauen entzogen, sie ausgeschlossen und meine Entscheidungen alleine gefällt.
Für mich war es eine Möglichkeit, meiner Mutter, die nicht loslassen konnte, die Macht, die sie über mich hatte, nach und nach zu entziehen.
"Loslassen", sie kann es heute noch nicht so recht. Sie hält noch immer krampfhaft fest, was es schon lange nicht mehr gibt. Sie kann nicht zur Kenntnis nehmen, daß "ihr Kind" kein Kind mehr

ist und läßt keine Gelegenheit aus, mich in die Rolle zurückzudrängen.
Der Kampf dauert also noch immer an, nur kostet er mich nicht mehr ganz soviel Kraft, und ich muß nicht mehr zu solch radikalen Mitteln greifen, um meine Persönlichkeit zu retten. Trotzdem bin ich immer auf der Hut, damit ich mich nicht wieder vereinnahmen lasse. Die Nähe, die mir natürlich erscheint, lasse ich nicht zu, sondern achte darauf, daß diese künstliche Distanz zwischen meiner Mutter und mir erhalten bleibt. Eine Distanz, die wir eigentlich beide nicht wünschen. Sooft ich aber versuchte, diese Distanz abzubauen, habe ich gespürt, wie die mütterlichen Krallen wieder zufassen.
Ich habe mich arrangiert, aber das Problem ist nicht gelöst.

"Ich durfte hübsche Kleidchen tragen und bekam ein Schleifchen ins Haar"

Ich möchte einmal behaupten, daß drei Personen einen überaus prägenden Einfluß auf meine Entwicklung in der Kindheit hatten, und zwar mit einer sehr unterschiedlichen Einstellung zum behinderten Mädchen: meine Mutter, die Tante und der Vater.

Da in der Familie meiner Mutter Behinderung nichts Außergewöhnliches war (meine Großmutter war seit ihrer Jugend gehbehindert, was sich im Alter verschlimmerte und schließlich zur Pflegebedürftigkeit führte), hat sich meine Mutter sicher nicht allzulange mit Schuldgefühlen, Vorwürfen und Minderwertigkeitskomplexen aufgehalten. Als Frau in einem kleinen Dorf, die die Arbeit auf dem ihr vererbten Bauernhof nicht gerade ungern tat und mit einem traditionellen Denken verhaftet war, ging es ihr zuerst darum, das Beste aus der gegebenen Situation, daß ich behindert war, zu machen, und mich "anständig" und traditionell (rollenspezifisch) zu erziehen.
Sie war auf der einen Seite sehr darauf bedacht, mir die notwendige therapeutische Förderung zukommen zu lassen. Andererseits spürte sie sofort, wann der Punkt erreicht war, wo die Behandlung in Zwang überging und mir wahrscheinlich mehr geschadet als genutzt hätte.
Ich kann mich noch genau erinnern, wie ich nach einem zweiwöchigen Krankenhausaufenthalt (ich könnte heute immer wieder beschwören, meine zwei kurzen Krankenhausaufenthalte hätten Jahre gedauert, solche schrecklichen Erinnerungen des Verlassenseins unter lauter Menschen, die mir Böses wollten, sind damit verbunden) eine Gipsschale angefertigt bekam, die ich nachts tragen sollte. Meine Beine wurden in Grätschstellung in diese Gipsschale geschnallt, und ich konnte mich nicht mehr drehen und die Beine abbiegen. Natürlich konnte ich nicht schlafen und weinte die ganze Nacht.
Bereits am dritten Tag begriff meine Mutter, daß ich mit diesem "Heilapparat" nur gefoltert wurde, und stellte ihn auf den Spei-

cher. Dagegen hielt sie sehr viel von der wöchentlichen krankengymnastischen Behandlung.
Operative Eingriffe, die von Ärzten immer wieder vorgeschlagen wurden, lehnte sie stets ab.
In meiner Erziehung war sie sehr darauf bedacht, daß ich mich genauso entwickelte wie die anderen Kinder. Es wurden mir Spielsachen geschenkt, an denen ich meine spätere Rolle als Frau einüben konnte, und ich war dann auch sehr eifrig damit beschäftigt, diese Erwartungen zu erfüllen. Es gefiel mir sehr, für meine Puppen mit Melitta-Kindergeschirr (zartrosa und hellblau) Kaffee zu kochen oder ihnen selbst ein Röckchen zu häkeln, zumal ich nach dieser für mich sehr mühsamen und langwierigen Arbeit gelobt wurde, wie gut ich es gemacht hätte.

Natürlich wurde ich auch immer sehr mädchenhaft gekleidet. Ich durfte hübsche Kleidchen tragen und bekam ein Schleifchen ins Haar. Später, gegen Ende der sechziger Jahre, wollte ich selbstverständlich moderne Hosen tragen. Es war ein langer bitterer Kampf, bis mir endlich meine erste Hose mit zehn, elf Jahren gekauft wurde. Auch einen Minirock konnte ich nur schwer durchsetzen.
Diese Ausrichtung auf ein mädchenhaftes Aussehen und ein (rollen-) angepaßtes Benehmen wurde noch durch den Einfluß der Schwester meiner Mutter verstärkt. Erzog mich meine Mutter einfach nach den alten ländlichen Traditionsmustern zur Frau, damit ich als Erwachsene die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten besäße, mich im Leben zurechtzufinden und möglichst unabhängig von fremder Hilfe zurechtzukommen, war bei der Tante die ständige Suche und Forderung, daß ich genauso werden sollte wie die anderen Kinder (Mädchen).
Es war für mich immer ein Erlebnis, wenn sie zu Besuch kam oder mich mit in die Großstadt nahm, wo sie seit ihrer frühesten Jugend in kleinbürgerlichen Verhältnissen lebte.
Aber das Zusammenleben mit ihr gestaltete sich nach kurzer Zeit bereits unangenehm und wurde zur Qual. So versuchte sie mir ständig beizubringen, daß ich all die hausfraulichen Aufgaben zu lernen hätte, um später dem Mann, der mich heiraten würde – und es würde sich bestimmt einer finden, der so gutherzig wäre und mich trotz meiner Behinderung nähme, wenn ich nur immer hübsch und gepflegt aussähe –, auch alles "recht machen" zu können. Damit erreichte sie einen Punkt, der bei mir heftigen Widerspruch auslöste. Ich konnte nicht einsehen, warum ich einem

Mann dienen und Dinge für ihn machen sollte, die er selbst tun könnte (mein Großvater konnte ja auch für sich kochen und nähen). Wieso sollte das keine Aufgabe für Männer sein? Nein, ich konnte mir wirklich kein Leben vorstellen, wo ich nur einen Mann zu bedienen und Kinder zu versorgen hätte. Ich wollte als erwachsene Frau so leben wie meine Mutter, die ihre eigene Arbeit -- die Landwirtschaft -- hatte und die ihr Kind mit den Großeltern zusammen aufzog. Ich hatte, so glaube ich heute, schon früh eine Ablehnung gegenüber einem bürgerlichen sterilen Leben.

Die Aufenthalte bei der Tante, die keine eigenen Kinder hatte, wurden für mich eine Qual, wenn sie mal wieder versuchte, meine "Krankheit zu heilen". Sie war fest davon überzeugt, daß meine Behinderung zu beseitigen sei. Sie entwickelte eine ungemeine Ausdauer und einen fast bewunderswerten Einfallsreichtum, um meine Heilung voranzutreiben. So besuchte sie mit mir Wallfahrtsorte und Heilpraktiker, mal wurden Kerzen gespendet, mal einige hundert Mark ausgegeben für erfolglose Behandlungen. Mal mußte ich Lebertran, Kalktabletten und Nerventropfen einnehmen, dann versuchte sie es wieder mit irgendwelchen Hausmitteln.
Das Essen, das ich von ihr bei meinen Besuchen vorgesetzt bekam und in das Knochenmark und geriebene Eierschalen beigemengt waren, blieb keine fünf Minuten in meinem Magen. Der heftigste Ekel verhinderte, daß es überhaupt bis zum Magen gelangte. Obwohl sie genau meinen Widerwillen spürte und zu hören bekam, war sie fest von der Wirkung dieser Anwendung überzeugt, daß erst eine Beschwerde meinerseits bei der Mutter die Tortur beendete. Sie hat wohl bis heute nicht den Glauben daran aufgegeben, daß es ihr gelungen wäre, mich "gesund" zu machen, wenn sie nicht durch meine Mutter und durch meine Verweigerung daran gehindert worden wäre.
Sie wußte ja früher auch genau, was mir fehlte:
Englische Krankheit (Rachitis) hätte ich, erzählte sie allen Leuten, die es hören wollten oder auch nicht.

Ich weiß heute nicht mehr, ob mir als Kind schon richtig bewußt war, wie auffällig meine Behinderung war und wie anders als die anderen Kinder ich mich bewegte und sprach. Von den Dorfkindern bekam ich es selten zu spüren. Ich war ja immer mit ihnen zusammen und sie ließen mich immer mitspielen. Gut, es gab hin und wieder ein paar Spötteleien, wenn ich hinfiel oder langsamer war.

Aber welches Kind wurde nicht gehänselt. Es wechselte ständig.

Sehr deutlich zu spüren bekam ich meine Unfähigkeit durch den Vater. Die mir immer noch fest im Gedächtnis haftenden Szenen spielten sich oft am sonntäglichen Mittagstisch ab. (Da er unter der Woche in der Fabrik arbeitete, aßen wir nur am Sonntag gemeinsam.) Da konnte es also passieren, daß ich beim Essen mit der Suppe sabberte oder den Tisch bekleckerte. Über diese Kleinigkeit konnte sich dieser von Haus aus cholerische, leicht jähzornig werdende Mann so aufregen, daß ich mit Vorwürfen überhäuft wurde: "Kannst du nicht ordentlich essen? Wenn man dir zuschaut, muß man sich ja ekeln", ging es lauthals los. Diese Beschimpfungen hatten bei mir zur Folge, daß meine Bewegungen fahriger wurden und ich mich noch mehr verkrampfte. Ich konnte nicht mehr alleine essen, und meine Mutter mußte mich füttern. Damit waren wir dann auf dem Höhepunkt der Essenstragödie angelangt. Der Vater verlor vollends die Beherrschung, indem er schrie, aus mir würde nie etwas werden, ich könnte ja nie allein essen, noch mit zwanzig müßte ich wie ein Säugling gefüttert werden. Bis zum Ende der Mahlzeit stritten sich meine Eltern. Mir war meist schon längst der Appetit vergangen, und ich heulte.
Der Vater ließ mich nicht nur durch diese Essensszenen spüren, daß er mich nicht akzeptierte und nicht mit mir zurechtkam. Wie sollte er auch? War er doch sehr stark in seiner Jugend von einem faschistischen Weltbild geprägt worden, von dem er bis heute nicht losgekommen ist. Hatte er in seiner Jugend für Schwache und "Krüppel" nur Verachtung und Spott übrig gehabt, so war er jetzt selbst Vater eines "minderwertigen Wesens". Damit konnte er nur schwer fertig werden, und ich konnte es immer wieder spüren, bei jeder Bagatelle.
Er kümmerte sich auch überhaupt nicht um meine medizinisch-therapeutische Behandlung oder um meine schulische Ausbildung. Das war die Sache meiner Mutter, die mich ja auch geboren hatte und dadurch die Verantwortung trug. Sie konnte von ihm keine Unterstützung erwarten, wenn sie beispielsweise dafür kämpfte, daß ich bei meiner Einschulung in eine Regelschule aufgenommen und nicht in ein Heim für Geistigbehinderte eingewiesen wurde. Das war ihm alles völlig gleichgültig, möchte ich ihm im Nachhinein unterstellen. Wenn ich in meiner Kindheit positive Erlebnisse mit meinem Vater hatte, so müssen es ganz wenige gewesen sein, denn ich kann mich nicht mehr daran erinnern.

Es ist vielleicht noch wichtig, einige Aspekte über meine schulische Laufbahn zu erwähnen : Nachdem es meine Mutter mit einem Jahr Rückstand geschafft hatte, den Lehrern begreiflich zu machen, daß ich keineswegs meinen Platz an einer Schule für Geistigbehinderte hätte, sondern mit nichtbehinderten Kindern zusammen unterrichtet werden könnte, hatte ich anfangs ziemliche Schwierigkeiten in der Schule. Es machte mir durchaus Spaß,mit den anderen Kindern zusammen zu lernen. Aber ich brachte es einfach mit sieben Jahren nicht fertig, mich weiterhin auf meine Schreibarbeit zu konzentrieren, mit der ich immer im Nachzug war, während die anderen Kinder sich schon mit anderen Dingen beschäftigten.
Diese Unkonzentriertheit und Schwierigkeiten beim Lesen bedingten dann auch, daß ich das "Klassenziel" nicht erreichte. Im Jahreszeugnis findet sich deutlich der Hinweis, daß die Lehrerin nicht fähig war, meine Behinderung zu akzeptieren und näher auf meine Schwächen einzugehen, bzw. sich mit ihnen auseinanderzusetzen und sie in ihr Konzept mit einzubeziehen. Die Beurteilung hatte folgenden Wortlaut:
"Durch ihre Krankheit im Unterricht etwas behindert, konnte A. das Klassenziel nicht erreichen. Es gelang ihr nicht, den Leseprozeß erfolgreich abzuschließen. In ihren schriftlichen Arbeiten ist sie gleichfalls behindert, könnte aber trotzdem flinker arbeiten. Ihr Betragen ist lobenswert."
Meine Mutter bemühte sich danach sehr intensiv, mir das Lesen beizubringen, und bald konnte ich hier Fortschritte aufweisen. Sehr deutlich konnte ich meine schulischen Leistungen verbessern, nachdem ich von einer anderen Lehrerin unterrichtet wurde, die es verstand, auf meine Behinderung einzugehen. Es machte mir auch ungeheueren Spaß, zu lernen und meinen Wissensdurst zu befriedigen. Nachdem ich keine Schwierigkeiten mehr in der Schule hatte, kümmerte sich meine Mutter kaum noch um meine schulischen Angelegenheiten. Es war ein Bereich für mich, in dem ich eigene Verantwortung zu tragen hatte, und sie vertraute auch darauf, daß ich meine Hausarbeiten selbständig und zuverlässig erledigte. Da sie mich täglich in die Schule brachte und abholte, hatte ich dann Gelegenheit, ihr meine Erlebnisse und Erfolge zu berichten. Sie hörte sich alles an und ermahnte mich, nur immer "anständig" zu sein. Von den Lehrern forderte sie, daß sie bei mir keine Ausnahme machen sollten und – falls es notwendig sein sollte – auch mir gegenüber streng zu sein.

Die Auseinandersetzungen bezüglich meiner Ausbildung begannen, nachdem ich in einem Internat für Körperbehinderte die dreijährige Wirtschaftsrealschule abgeschlossen hatte. (An meinem Heimatort bestand zur damaligen Zeit keine Möglichkeit, die Realschule zu besuchen, da die Frage des Transportwegs in die Stadt sich als schwer lösbar herausstellte.)
Jedenfalls wollte meine Mutter, daß ich keine weiterführende Schule mehr besuche, sondern zurückkehre, um eine Beschäftigung anzunehmen. Ihr Traum war, daß ich in einer Bank arbeiten sollte. Nach hartnäckigem Beharren meinerseits konnte ich weiterhin in der Stadt bleiben und mein Fachabitur nachholen, wozu ich schon einige Energie aufwenden mußte, um es auch auf Anhieb zu schaffen.

Meine Mutter ist wohl heute stolz darauf, eine "studierte" Tochter zu haben, aber auf der anderen Seite hat es ihr sicher Unbehagen bereitet, daß ich mich von ihr entfernt habe, indem ich andere Berufswünsche geäußert habe, und sie praktisch ihre Wertvorstellung, daß manuelle Arbeit mehr bringe als geistige Arbeit, revidieren mußte. Auch entwickelte ihre Tochter berufliche und persönliche Selbständigkeit in einem Maße, das sie sich in ihren gewagtesten Träumen nicht ausmalen konnte.
Solange ich noch klein und hilflos war, glaubte sie, mich zur "Normalität" erziehen zu müssen. Später konnte sie nicht wahrhaben, daß dies in einem bestimmten Rahmen gelungen war und sie diese Aufgabe verloren hatte.

"Stopp! Hier beginnt mein Leben!"

Ich bin typisch für ein Mädchen erzogen worden, d.h. ich wurde immer noch bestätigt, wenn ich mich mal "hübsch" machen wollte oder mit meinen Puppen spielte. "Du bist eben unser Mädchen", sagte meine Mutter dann immer. Das hörte ich auch gar nicht ungern. Ich wollte ja auch ein Mädchen sein.
Als Mädchen wurde mir eher zugestanden, zu weinen, eben mal schwach zu sein. Allerdings lernte ich auch, mich anzupassen und öfter mal nachzugeben. Denn das gehörte sich ja nach Aussage meiner Mutter für ein Mädchen.

Als meine Behinderung immer sichtbarer wurde, und ich mit vierzehn Jahren einen Rollstuhl brauchte, entsprach ich nicht mehr der Norm einer Frau in unserer Gesellschaft, nämlich gutaussehend, eine perfekte Hausfrau, nur für den Mann und die Kinder da zu sein. Jetzt stellte sich ja eher die Frage, ob ich überhaupt jemals Mann und Kinder haben würde.
Einen Haushalt würde ich ja auch nicht allein führen können.
Nun blieb mir nur noch eine gute Ausbildung. Auch weil mir das von Eltern, Verwandten und Bekannten immer wieder mehr oder weniger deutlich gesagt wurde, sah schließlich auch ich eine gute Ausbildung als das einzig Sinnvolle für mein späteres Leben. Ich war dementsprechend frustriert, wenn ich in der Schule nicht die Leistungen erbrachte, die ich wollte.

Als Behinderte sollte ich nun erst recht lernen, mich anzupassen und ja nicht zuviel von anderen zu verlangen.
Ich will versuchen dies an einem Beispiel zu verdeutlichen:
Manchmal fragten mich Freundinnen meiner Schwester, ob ich nicht auch Lust hätte, mitzukommen z.B. ins Kino oder so. Dann machte meine Schwester ein langes Gesicht. Ich denk' mir heute, daß der Grund für ihre Reaktion weniger meine Behinderung, als die Abneigung, die jüngere Schwester mitzunehmen, war. Ich war damals dreizehn und sie sechzehn Jahre alt.
Bei solchen Gelegenheiten, sagte meine Mutter: "Komm, laß mal

die Gesunden. Du kannst doch nicht verlangen, daß sie Rücksicht nehmen".
Ich war also krank und aufgrund dessen lernte ich eher, zu verzichten, als zu fordern und mich auseinanderzusetzen.

In der Schule hatte ich immer Hemmungen, mich im Unterrichtsgespräch einzubringen. Im Studium und auch privat habe ich heute noch Schwierigkeiten, meine Wünsche und Bedürfnisse vor allem gegenüber Nichtbehinderten zu äußern. Ich fühle mich immer als Belastung für andere, und deshalb halte ich mich bei Auseinandersetzungen gern zurück.
Weil ich oft nicht klipp und klar sage: "Das kann ich und das kann ich nicht", meinen viele Leute, die mit mir zusammen sind, mir viel mehr helfen zu müssen. Sie haben ein schlechtes Gewissen und trauen sich nicht, mir zu sagen, wenn es ihnen zuviel wird. Aus Angst vor einer Auseinandersetzung und weil ich verinnerlicht habe, eine Belastung zu sein, traue ich mich auch nicht, danach zu fragen. So wird die ganze Kommunikation oberflächlich und von beiden Seiten wenig offen.
So manche Freundschaft von mir ist letztendlich daran gescheitert.
Ich lebe jetzt seit 6 Jahren unabhängig von meinen Eltern in einer anderen Stadt.

Ich bin jetzt erst dabei zu lernen, offen über meine Behinderung zu reden und jeden um Hilfe zu bitten, wenn ich Hilfe brauche. Aber ich will natürlich auch, daß akzeptiert wird, wenn ich Hilfe ablehne. Wenn dies nicht der Fall ist, nehme ich mir auch das Recht, ärgerlich zu reagieren.
Gerade an diesem Punkt kommt es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen mir und meiner Mutter. Aber warum soll ich zu allen Leuten freundlich sein, nur weil ich behindert bin.

Ich habe bis jetzt immer nur von meiner Mutter geschrieben. Aber wie meistens und besonders bei Behinderten, spielte auch in meiner Erziehung die Mutter die Hauptrolle. Sie war es auch, die mit mir früher von einem Arzt zum anderen wetzte und dafür sorgte, daß ich die notwendigen Therapien bekam, und letztendlich legte sie den Grundstein für meine Ausbildung, indem sie sich dafür einsetzte, daß ich weiter zur Schule gehen konnte.
Ich bin mir nicht sicher, inwieweit sie mir zugesteht, daß ich alles, was ich jetzt geschafft habe, Studium, eigenständiges Leben usw.

meiner eigenen Kraft zu verdanken habe.
Trotz geographischer Entfernung, habe ich mich emotional von meiner Mutter noch nicht gelöst.
Wenn sie mir Undankbarkeit vorwirft und mir immer nur sagt, was ich falsch mache und was ich nicht kann, verläßt mich sehr schnell wieder jegliches Selbstbewußtsein, und dann bin ich wieder die kleine Tochter. Dann hat sie wieder die ganze Verantwortung für mich und sagt: "Siehst du, du kannst gar nicht ohne mich."
Ich will meine Mutter zwar nicht nur angreifen, aber ich bin auch kein Teil von ihr und möchte, daß sie akzeptiert, daß ich mein eigenes Leben lebe. Überspitzt gesagt, ich sauge meinen Teppich nicht jeden Tag, nicht, weil ich es nicht kann, sondern weil ich es nicht will.
Viele Nichtbehinderte werden jetzt sagen: "Das ist doch bei mir genauso." Ich sehe meine Behinderung aber noch als Verstärker für diese ganzen Ablösungsschwierigkeiten, denn in dem Moment, in dem ich mit meiner Mutter zusammen bin, bin ich körperlich mehr oder weniger auf ihre Hilfe angewiesen. Und weil sich meine Behinderung verschlimmert, von Mal zu Mal mehr, ist es gerade deshalb so wichtig für mich, mir ganz selbstverständlich von ihr helfen zu lassen und trotzdem psychisch unabhängig zu bleiben und ihr sagen zu können: "STOPP! HIER BEGINNT MEIN LEBEN."

"Mein Selbstwertgefühl basierte auf meinem klugen Köpfchen."

Ich sei ein Spätentwickler, hieß es in meinen ersten Lebensjahren. "Stellen Sie sich nicht so an, das wird schon noch", rieten Ärzte meinen Eltern, die mit Sorge beobachteten, daß sich meine körperlichen Fähigkeiten nur sehr langsam erweiterten. Bei mir dauerte es viel länger als bei anderen Babies, bis ich den Kopf hob. Erst spät war ich in der Lage, zum Sitzen hoch zu kommen. Mit dem Stehen klappte es schon gar nicht.

Als die besorgten Fragen meiner Eltern nicht mehr als übervorsichtig, gar hysterisch abgetan werden konnten, versuchten sich die konsultierten Ärzte in Diagnosen. Vielleicht lag es an der Zeit, vielleicht an der unzureichenden medizinischen Versorgung meiner Heimatregion. In den fünfziger Jahren fand sich im äußersten nordwestlichen Zipfel der Bundesrepublik jedenfalls kein Arzt, der mit Sicherheit die Ursache für mein mangelndes Steh- und Gehvermögen hätte benennen können. Je mehr Ärzte gefragt wurden, desto mehr Diagnosen gab es: Mal sollte es eine versteckte Kinderlähmung im Säuglingsalter gewesen sein, mal waren die Spritzen schuld, die man mir als Säugling in meinen Po gejagt hatte, mal war eine der vielen Arten von Muskeldystrophie im Gespräch. Mal hieß es schlicht: Milieuschaden.

Diese Ungewißheit muß für meine Eltern eine unheimliche Belastung dargestellt haben. Ich erinnere mich an eine Vielzahl von Arztbesuchen und die ständige Angst vor einem drohenden Krankenhausaufenthalt. Ich erinnere mich daran, daß meine Eltern mich über Monate hinweg zweimal in der Woche im 80 km entfernten W. im Krankenhaus besucht haben, daß ich Fieber bekam und ausklinkte, wenn sie sich einmal verspäteten, und schließlich völlig abgemagert von den Ärzten frühzeitig nach Hause geschickt wurde, weil sie fürchteten, daß ich eine noch längere Trennung von meinen Eltern nicht verkraften würde.
Während dieses Krankenhausaufenthaltes hatten mich die Ärzte auf die Beine gestellt. Die verkürzten Sehnen an der Ferse und in

der Hüftbeuge waren operiert, die Knie "gequengelt" worden. Daraufhin waren meine Beine so gerade, daß sie in Schienen paßten, und ich konnte gehen, wobei "gehen" eigentlich nicht die richtige Bezeichnung für meine Fortbewegungsart war. "Watscheln" kam der Sache viel näher. Da ich bis zur Hüfte eingeschnallt war, kam ich nur sehr langsam voran und mußte mich ständig irgendwo festhalten, an einem Gehwagen, am Mobiliar, an der Wand, an der Hand von Erwachsenen. Da fühlte ich mich auf meinem Kinderdreirad, das ich inzwischen bekommen hatte, wesentlich wohler. Indem ich die Hände abwechselnd auf die Oberschenkel preßte, reichte der Druck aus, um die Pedale in Gang zu setzen, und ich konnte mit Hilfe des Dreirads die Nachbarschaft erkunden.

Um mit den Schienen wirklich unabhängig zu werden, hätte ich viel härter und intensiver trainieren müssen. Zudem hätte dies in regelmäßigen Abständen einen Krankenhausaufenthalt erforderlich gemacht, um in einem orthopädischen Zentrum den Sitz der Schienen zu überprüfen und eventuell zu korrigieren. War ich nach meinem ersten längeren Krankenhausaufenthalt völlig abgemagert nach Hause zurückgekehrt, mit Schienen für spindeldürre Beinchen, nahm ich in vertrauter Umgebung sehr schnell wieder zu. Das bedeutete: Die Schienen paßten nicht mehr und mußten verändert werden.

Für meine weitere Entwicklung ist es sicherlich ein entscheidender Vorteil gewesen, daß meine Eltern weder die Suche nach den Ursachen meiner Behinderung noch die Durchführung aufwendiger Behandlungen unbegrenzt ausdehnten und mit 7 Jahren meine medizinische Rehabilitation für vorläufig beendet erklärten. Daß meine körperliche Entwicklung keinen normalen Verlauf vernahm, stand nach der Ungewißheit der ersten Jahre letztendlich fest. Daß ich nie so beweglich und kräftig wie andere Kinder sein würde, akzeptierten meine Eltern als erstmal wohl kaum zu verändernde Tatsache. Ein Kind braucht ja nicht nur Muskeln, um etwas zu werden in der Welt. Wichtig sind doch auch seine geistigen Fähigkeiten. Wichtig ist, daß es mit anderen Kindern zurechtkommt.

Spätestens mit dem Eintritt ins schulfähige Alter verlief mein Leben nicht viel anders als das von nichtbehinderten Kindern:
Die Arztbesuche wurden eingeschränkt, Krankenhausaufenthalte

auf unbestimmte Zeit verschoben. Die Schienen wanderten in die Ecke. Ich brauchte mich nicht mehr zu quälen. Im Haus wurde ich getragen und dort abgesetzt, wo es gerade etwas zu tun gab. Da saß ich dann, äußerlich kaum von anderen Mädchen zu unterscheiden, hübsch gekleidet, mit einer niedlichen Frisur. Wollte ich das Haus verlassen, wurde ich auf mein Dreirad gesetzt, mit dem ich in der näheren Umgebung herumradeln konnte.
Ich erinnere mich, daß ich immer Kontakt zu anderen Kindern gehabt habe, zuerst zu den Nachbarskindern; später waren da meine Schulfreundinnen, die regelmäßig zu Besuch kamen oder mich abholten. Natürlich konnte ich nicht bei allen Spielen mitmachen, mußte mich manchmal aufs Zuschauen beschränken. Dennoch habe ich mich nicht ausgeschlossen gefühlt. Bei Spielen, die Kraft und Beweglichkeit erforderten, durfte ich dann eben den Schiedsrichter spielen.

Einen Rollstuhl habe ich erst Jahre später bekommen und lange nur außerhalb des Hauses benutzt. Im Haus wollte ich lieber auf einem normalen Stuhl sitzen als in so einem unbequemen metallenen Gefährt, das mich von den anderen deutlich unterschied.
Die Kehrseite dieser Angleichung an ein normales Erscheinungsbild liegt auf der Hand. Ich habe mich mehr eingeschränkt, bin mehr von der Hilfe anderer abhängig gewesen als eigentlich notwendig. Als Kind habe ich diese Abhängigkeit nicht als Einschränkung empfunden. Es war selbstverständlich, daß zuerst hauptsächlich mein Vater, später, nach seinem Tod, meine Mutter mich durch das Haus trug. Es war selbstverständlich, daß meine Mutter Dinge, die ich benötigte, für mich holte. Genau wie meine Eltern haben auch die anderen Kinder von meiner Hilfeabhängigkeit nie Aufhebens gemacht.

Als ich 5 Jahre alt war, bauten sich meine Eltern ein Eigenheim. Dieses Haus sah genauso aus wie alle anderen Häuser in der Straße. Es hatte Stufen am Eingang, eine winzige Toilette und Schlafräume im ersten Stock – für ein Kind, das nicht laufen konnte, ein denkbar ungünstiges Zuhause. Die Bedenken meiner Mutter, ob man nicht zumindest auf die Türschwellen zwischen den einzelnen Räumen verzichten sollte, wurden mit dem Hinweis zerstreut, das könne man später ja immer noch ändern, vermutlich in der Hoffnung, daß ich mich noch ändern und "gesund" werden würde.
Dieser Wunsch ist verständlich. Verständlich ist es auch, daß meine

Eltern, die mich akzeptierten und wie ein "normales" Kind behandeln wollten, überfordert waren, wenn sie gleichzeitig die Besonderheit meiner Situation berücksichtigen sollten, um meine Selbständigkeit zu fördern. Zu groß war die Versuchung, die körperlichen Schwächen auszugleichen und Dinge zu übernehmen, die ich unter anderen Voraussetzungen (z.B. in einem anderen Haus, mit einem Rollstuhl) auch hätte selbst erledigen können.
Indem ich mich mit meinen körperlichen Einschränkungen ohne Schwierigkeiten arrangierte und mich mit dem Auf-andere-angewiesen-sein abfand, entsprach ich wohl eher dem Bild des braven angepaßten kleinen Mädchens.

Zu den praktischen Fähigkeiten, die meine Mutter mir nicht zutraute, gehörten aber auch die typisch weiblichen Haushaltstätigkeiten. Das hatte natürlich seine Vorteile: Ich war von der lästigen Hausarbeit befreit und konnte die Zeit, die Mädchen gewöhnlich mit Abwasch und Kartoffelschälen zubringen müssen, anderweitig für mich nutzen.
Ohne jegliche Kenntnisse und Erfahrungen im Haushalt läßt es sich jedoch nur schwer selbständig leben. Wenn eine Mutter ihren Sohn verwöhnt und ihm sämtliche Hausarbeiten abnimmt, kann sie davon ausgehen, daß sich schon noch eine Frau finden wird, die in ihre Fußstapfen tritt und den Sohn versorgt. An diese "Lösungsmöglichkeit" kann meine Mutter allerdings kaum gedacht haben. Zum einen zählt Haushaltsführung nach allgemeiner Überzeugung nicht zum Aufgabenkreis des Mannes. Zum anderen stand für meine Mutter fest, daß ich niemals einen Partner finden würde. Meine Konfirmation wurde z.B. besonders groß gefeiert mit der Begründung, eine spätere Heirat sei ausgeschlossen und da solle mich diese Feier für eine Hochzeit entschädigen. Daß mir damit die Lust am Feiern vergangen war, liegt auf der Hand.

So sehr meine Mutter mir typisch weibliche Fähigkeiten absprach, so sehr sie mich in praktischen Dingen unselbständig hielt, so förderte sie andererseits meine schulische Ausbildung – anfangs unterstützt durch meinen Vater – und erzog mich damit zur Unabhängigkeit. Mein Selbstwertgefühl basierte auf meinem klugen Köpfchen. In der Schule war ich überlegen. Dort konnte mir keiner das Wasser reichen.
Schon lange bevor ich in die Schule kam, konnte ich lesen und schreiben. Früh brachten mir meine Eltern bei, wie man zählte und

rechnete. Das alles passierte nicht mit Zwang. Ich wurde nicht dressiert. Ich lernte gern und sehr gewissenhaft.
Als ich das entsprechende Alter erreicht hatte, meldete mich mein Vater für die Grundschule an und ging mit mir zur Einschulungsuntersuchung. Der Arzt vom Gesundheitsamt hatte zwar Bedenken und schlug vor, mit der Einschulung noch etwas zu warten. Auf diese Verzögerungstaktik ließ sich mein Vater jedoch nicht ein. Er setzte sich durch, und ich durfte – wie alle anderen Kinder auch – zur nahe gelegenen Grundschule gehen.
Da ich ja bereits früh mit dem Lernen angefangen hatte, konnte ich von Anfang an gute Schulleistungen aufweisen und wurde Klassenbeste.

Natürlich war meine Mutter stolz auf ihre Tochter. Schnell war ich durch sie jedoch auch beträchtlichem Leistungsdruck ausgesetzt. Sie erwartete mehr als nur durchschnittlichen Erfolg von mir. Arbeiten, die schlechter als mit einer Zwei benotet worden waren, traute ich mich kaum nach Hause zu bringen. Um zu beweisen, daß ich den Anforderungen auch körperlich gewachsen war, durfte ich niemals Schwäche zeigen und z.B. selbst dann nicht daheim bleiben, wenn ich mich krank fühlte.
Trotzdem habe ich hauptsächlich gute Erinnerungen an die Schule. Zum einen fiel mir das Lernen meist leicht. Zum anderen war ich gern mit den anderen Kindern zusammen.
Rückblickend bin ich darüber verwundert, wie selbstverständlich meine Klassenlehrer(innen) – zuerst auf der Grundschule, später auf dem Gymnasium – meine Anwesenheit akzeptierten, mich auf Ausflüge und Klassenfahrten mitnahmen und sich auch nicht zu schade waren, mit zuzupacken, konnten meine Klassenkameraden mir einmal nicht helfen. Was von einigen Eltern und progressiven Fachleuten heute gefordert und in Modellversuchen erprobt wird – Integration behinderter Kinder in die Regelschule –, wurde mir schon vor Jahrzehnten ermöglicht.

"Laß dir nichts gefallen. Wehr dich!"

Trotz meiner Behinderung und aller dadurch auftretenden täglichen kleinen Probleme hatte ich eine sehr unbeschwerte Kindheit. Meine Eltern konnten sehr früh akzeptieren, daß ich kein "perfektes Kind" war, und sie förderten mich mit all ihren Kräften. So lernte ich schon früh, mich alleine anzuziehen, aufs Klo zu gehen und all die Dinge, die mich von fremder Hilfe unabhängig machten.
Aber erst im Alter von sechs Jahren, als ich meine ersten Schienen und Krücken bekam, konnte ich mich wirklich alleine in der Welt bewegen. Vorher war ich darauf angewiesen, daß meine Mutter mich in der Gegend herumtrug, da ich mich nur auf allen Vieren fortbewegen konnte. Meine Eltern versteckten mich nicht zu Hause, sondern sorgten immer dafür, daß ich mit anderen Kindern in Kontakt kam; ich wurde immer dazu angehalten, mit anderen Kindern zu spielen und mich auch durchzusetzen. Hänselte mich ein Kind wegen meiner Schienen und Krücken (was selten vorkam) oder hatte ich Streit, so sagte meine Mutter mir: "Das darfst du dir nicht gefallen lassen. Wehr dich!" Und das tat ich dann auch.
Schon früh hatten meine Spielkameraden und andere Kinder Respekt vor mir und meinen Krücken, mit denen ich mich beizeiten heftig verteidigte. Meine Durchsetzungsfähigkeit wurde auch dadurch trainiert, daß ich das einzige Mädchen unter 5 Kindern war. Von den Eltern wurde ich genauso behandelt wie meine Brüder, hatte die gleichen Rechte und Pflichten. So lernte ich nie, mädchenspezifische Hausarbeiten zu verrichten, mußte weder kochen, nähen, häkeln noch abwaschen. Der ganze frauenspezifische Ballast blieb mit erspart.
Aber so ganz geschlechtslos, wie es jetzt aussehen mag, verlief meine Erziehung doch nicht. Ich durfte zwar frech und aufsässig sein, mußte keine lästigen Haushaltspflichten erfüllen, aber aussehen sollte ich wie ein Mädchen.
Ich bekam niedliche Kleidchen angezogen,und als ich Hosen tragen wollte, bedurfte es einiger Überredungskünste bei meiner Mutter, bis sie mir diesen Wunsch erfüllte. Das einzige Argument, das sie

einsah, war, daß Hosen meine Schienen verstecken würden. Um aber doch noch einen Kompromiß zwischen weiblicher und männlicher Kleidung zu finden, mußte ich von da an in Hosenröcken herumlaufen (Hose mit Minikleidchen).
Meine Mutter war um mein mädchenhaftes Aussehen bemüht, um zu verhindern, daß ich irgendwie besonders auffallen würde. Um meine spezifisch "weiblichen Fähigkeiten" waren meine Eltern jedoch gar nicht besorgt, weil sie der Meinung waren, daß ich später ja sowieso keinen Mann abkriegen würde, der mich heiratet.
Zum einen entsprach ich mit meinen dünnen Beinen, mit meinen Schienen und Krücken nun wirklich nicht dem gängigen Schönheitsideal einer schicken Geliebten, zum anderen trauten sie mir "hausfrauliche Fähigkeiten" einfach nicht zu.

Also sollte ich meine Lebenserfüllung auf anderem Gebiet suchen. Dieses Gebiet sollte meine "Intelligenz" sein. Sehr naheliegender Gedanke: Wenn schon der Körper nichts taugt, so muß man jedenfalls aus dem schlauen Köpfchen Profit schlagen. Bei mir klappte das auch ganz gut. Ich war sehr aufgeweckt und in den ersten Schuljahren eine hervorragende Schülerin. Mein Vater förderte dieses auch sehr, indem er mich für gute Noten besonders lobte und ich kleine Geschenke zugesteckt bekam.
Im Gegensatz zu meinen Brüdern hätte ich mich nicht getraut, eine schlechte Note mit nach Hause zu bringen, aus Angst vor Ärger und Liebesentzug. Zwar wurde ich nie geschlagen, mir wurde auch nie das Taschengeld entzogen, aber mein Vater, den ich damals so sehr liebte, hielt mir einmal wegen einer schlechten Note eine so schreckliche Strafpredigt und war so enttäuscht von mir, daß ich eine solche Situation nicht noch einmal ausgehalten hätte. Also bemühte ich mich sehr auf schulischem Gebiet und hatte Erfolg.
Da ich in eine ganz normale Grundschule ging, viele Freunde hatte und vollkommen integriert war, fühlte ich mich nicht behindert. Zwar mußte ich häufig Ärzte und Krankengymnasten konsultieren; ich fühlte mich deswegen jedoch nicht besonders eingeschränkt oder unnormal.
Trotz Behinderung ließ ich mich von nichts abhalten. Auf dem Schulhof spielte ich Hüpfspiele mit anderen Kindern, teilweise mit eigenen, aber gerechten Regeln, und ich wurde auch nie bevorzugt, wenn es ums Gewinnen ging. In meiner Freizeit kletterte ich auf Bäume, führte eine Bande an und tobte in Schwimmbädern herum. Ich fühlte mich akzeptiert, und auch die Lehrer in der Schule ga-

ben mir das Gefühl, ganz "normal" zu sein. Sie nahmen mich an Wandertagen mit, suchten Ziele aus, die ich auch erreichen konnte, und sogar am Sportunterricht mußte ich teilnehmen. Konnte ich mal eine Übung nicht, so dachten sie sich Ersatzübungen für mich aus. Ich bekam zwar keine Sportnote, aber im Zeugnis stand immer der Vermerk: Am Sportunterricht teilgenommen.
Ich war überall dabei, fühlte mich nie ausgeschlossen und hatte so die Möglichkeit, ein starkes Selbstbewußtsein aufzubauen.

Dies wurde jäh in Frage gestellt, als ich im Alter von 10 Jahren aus meinem Elternhaus gerissen und in einem Internat für Körperbehinderte untergebracht wurde. Dort sollte ich das Abitur machen, weil es zu Hause keine Möglichkeit dazu gab – alle Gymnasien hatten mich aufgrund meiner Behinderung abgelehnt. Mein Vater fand das Abitur und ein anschließendes Studium für mich unabdingbar. Ich sollte mich später selbst ernähren und ein unabhängiges Leben führen können. Ich sollte aber auch wegen meiner "intellektuellen Fähigkeiten" etwas ganz Besonderes werden, um mir einerseits eine Daseinsberechtigung zu erkaufen (ich sollte ein Kind sein, auf das man trotz Behinderung stolz sein kann); andererseits sollte ich einmal so leben, wie er es sich immer erträumt hatte.
Ich sollte studieren, was "Besseres" sein und viel Geld verdienen. Er selbst konnte sich diesen Wunsch nie verwirklichen, weil er nach der frühen Invalidität seines Vaters schon in jungen Jahren die Familie ernähren mußte und später wegen der Gründung einer eigenen Familie keine Möglichkeit mehr sah, sich schulisch weiter zu qualifizieren. All seine unerfüllten Hoffnungen und Träume wurden besonders in meine Berufsausbildung projiziert.
In meine Brüder setzte er keine derartigen Erwartungen, da diese sich allesamt schon frühzeitig als miserable Schüler mit Schulhaß entpuppten, die jede Weiterbildung ablehnten. Meiner Mutter war meine schulische Bildung weniger wichtig; sie war auf einem Bauernhof aufgewachsen, wo von ihr nur harte körperliche Arbeit, jedoch keine guten Schulleistungen gefordert wurden – im Gegenteil: Schule wurde als etwas Überflüssiges betrachtet, und auch sie hatte nie ein großes Interesse daran. Alle wichtigen Entscheidungen in diesem Bereich überließ sie meinem Vater, und so war er es auch, der mir einen Internatsplatz besorgte.

Zwar durfte ich selber mitentscheiden, ob ich das Abitur in einem

Heim machen wollte, oder zu Hause bleiben und dort den Hauptschulabschluß machen. Letztendlich hatte ich zwischen diesen beiden ungleichen Alternativen keine wirkliche Wahlmöglichkeit.
Ich kam dann mit 10 Jahren ins Internat; eine Modellschule, denn wir lebten zwar in einem Behindertenghetto, gingen jedoch mit Nichtbehinderten in eine Schule.
Zum ersten Mal in meinem Leben war ich in massiver Form mit anderen Behinderten konfrontiert – und ich sollte selber eine von ihnen sein. Ich war schockiert über so viel "Leid" und distanzierte mich von den anderen mit den Gedanken, so behindert wie die sei ich ja niemals, ich könne doch alles und gehöre zu den Nichtbehinderten. Auf Dauer wurde mir klar, daß diese Abgrenzung mir nicht nutzte. Ich war keine Nichtbehinderte; ich lebte ziemlich isoliert in einem Heim, und mit Nichtbehinderten hatte ich fast nur in der Rolle als Untergebene zu tun: als Schülerin, als Zögling, als Patientin.
Kontakte mit den nichtbehinderten Mitschülern konnten kaum gepflegt werden, weil wir uns außerhalb der Schule selten treffen konnten – das Internat lag außerhalb des Dorfes auf einem hohen Berg.

Mein starkes Selbstbewußtsein gewann ich wieder, weil ich voll in die Machtkämpfe unter uns Behinderten einstieg. Ich kämpfte ständig darum, in der Krüppelhierarchie mit an erster Stelle zu stehen, eine von den "Tollen" zu sein, die bewundert, aber auch gehaßt wurden. In diesem Kampf hatte ich gute Chancen, weil ich körperlich sehr fit war (pflegerisch unabhängig), und als "hübsches" Mädchen schon früh von den tollen, "großen", politisch aktiven, sportlichen und frechen Jungs akzeptiert wurde. Der Preis für diese Rolle war, daß ich immer spielen mußte. Ich mußte immer stark sein, gute Laune haben, schlagfertig sein, um dazu zu gehören. Schwäche zuzugeben war in diesem System nicht möglich. Durchsetzungsvermögen und Härte gegen sich selbst waren die Eigenschaften, die man brauchte, um mithalten zu können, und auf Dauer legte ich mir diese Eigenschaften erfolgreich zu.
Das Hauptziel des Internates war, gute Schüler mit Spitzenleistungen zu produzieren. Unsere Geschlechtsrollenerziehung war ziemlich egal. Wir waren nicht dort, um häkeln und kochen zu lernen; wir sollten ein Bombenabitur machen. So wurden oberflächlich betrachtet, keine Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen gemacht. Wenn es um die Liebe ging, war dies anders.

Foto: c Becker, Antoinette/Niggemeyer, Elisabeth: Ich bin doch auch wie Ihr. Otto Maier Verlag Ravensburg 1975, S. 11

In den Köpfen der Erzieher gab es eine heimliche Einteilung der Jungen in "schlechte" und "gute". Die einen wollten angeblich nur Mädchen verführen und führten eine Strichliste über ihre Eroberungen, die anderen dagegen seien ehrlich und wollten die "wahre Liebe". Wir Mädchen hatten dabei die Rolle des passiven, naiven Wesens, das ganz andere Erwartungen an eine Beziehung hat als ein Junge, nämlich eine Bindung für das ganze Leben zu finden, während bestimmte Jungen nur ihre Geschlechtstriebe befriedigen wollten.
Hatte eine von uns sichtbar ein Auge auf einen "schlechten" Jungen geworfen (der meist politisch links und aufsässig war), so wurde sie zum Heimleiter zitiert und belehrt.
Auch ich wurde eines Tages vom Heimleiter in die Mangel genommen und mit Verweisen bedroht, falls ich ernste Absichten mit dem jungen Mann hegte, in den ich mich verliebt hatte.
Umgekehrt verliefen diese Gespräche nie – kein Junge wurde ins Büro zitiert und vor einem "schlechten" Mädchen gewarnt. Unterschiedliche Behandlung von Jungen und Mädchen verlief also sehr subtil; im offiziellen Erziehungskonzept kam sie nicht vor.

Schulische Leistung war gefragt, und meine Erfolge sanken seit meinem Schulwechsel auf ein Minimum. Ich war so sehr mit der neuen Situation, mit den Machtkämpfen, mit meiner Konkurrenzfähigkeit beschäftigt, daß mir die Schule völlig unwichtig wurde.
Mein Abitur machte ich mit einigen Umwegen, aber ich hatte gelernt zu kämpfen, mich durchzusetzen, hart gegen mich selbst zu sein – Eigenschaften, unter denen ich manchmal leide, die mir aber auch helfen, in der Welt der Nichtbehinderten zu überleben.

Für meine religiöse Bildung wurde gesorgt, für den Rest sorgte ich selber.

Meine Kindheit verbrachte ich zum größten Teil zu Hause und in Krankenhäusern. Bis ich 6 Jahre alt war, war ich in einem Kindergarten. Vorher war meine Behinderung von meinen Eltern nicht realisiert worden. Sie dachten, daß ich mir ab und zu mal die Knochen breche und es immer wieder heilt. Erst später hat sich abgezeichnet, daß es doch nicht alles so einfach ging.

Meine Mutter erzog mich genauso wie meine Schwester – ich bekam gleiches Spielzeug, ich habe alles gekriegt, was sie hatte. Nur konnte ich wegen des ständigen Gipses nicht die gleichen Sachen machen – schwimmengehen oder tanzen – aber meine Mutter hat immer versucht, das durch kleine, liebevolle Geschenke auszugleichen.
Richtige "hausfrauliche Pflichten" brauchte ich kaum zu erfüllen. Weil ich es nicht konnte, mußte ich sie auch nicht erlernen. Meine Schwester dagegen mußte einkaufen, Kohlen holen, putzen und abwaschen. Letzteres war meine einzige Haushaltspflicht, die ich aber gerne erledigte. Meine Eltern stellten sich gar nicht die Frage, ob ich später heiraten und einen Mann versorgen sollte, denn die Antwort war für sie klar. Meine Behinderung war etwas Vorübergehendes – deshalb war ich nicht anders als alle anderen Mädchen.

Wegen der vielen Brüche mußte ich sehr oft ins Krankenhaus. Ich litt dort viele Schmerzen, aber da ich immer von Ärzten und Schwestern gelobt wurde, wenn ich tapfer alle Qualen ertrug, trainierte ich bald die sehr unweibliche Eigenschaft der Härte gegen mich selbst, schaffte mir ein gutes Durchhaltevermögen an und gewann Stärke. Ich war immer der Liebling der Station, weil ich nicht so geschrien habe wie die anderen Kinder. Dieses Verhalten ging mir so in Fleisch und Blut über, daß ich irgendwann wirklich kein Heimweh und keine Schmerzen mehr hatte.
Ich wurde auch kaltblütiger, handelte nach dem Motto: "Ein Indianer kennt keinen Schmerz" und wurde dann oft als Versuchs-

kaninchen mißbraucht. Assistenzärzte oder Anfänger durften an mir das Spritzen probieren, weil ich es aushielt, und ich war stolz darauf, stolz auf meine Tapferkeit, mit der ich alle anderen Kinder in den Schatten stellte.

Eine Schule lernte ich erst mit 11 1/2 Jahren kennen – bis zu diesem Zeitpunkt gab es keine Sonderschule in der Nähe meines Wohnortes, und der Besuch einer Regelschule wurde für mich nicht mehr in Betracht gezogen, seitdem ein Grundschuldirektor meine Aufnahme in seine Schule mit dem Argument abgelehnt hatte, das Risiko meiner häufigen Knochenbrüche würde von keiner Schulversicherung getragen.
Der Versuch meiner Eltern, Hausunterricht für mich bewilligt zu bekommen, war zwar erfolgreich, die Bearbeitung des Antrages dauerte jedoch eineinhalb Jahre – so lange war meine Akte auf dem Schreibtisch eines überaus bemühten Sachbearbeiters vergessen worden –, so daß ich bereits zehn Jahre alt war, als ich meine erste Unterrichtsstunde erhielt.
Vorausgegangen war lediglich der sogenannte Erstkommunionsunterricht, für dessen Erteilung sich nicht nur meine Eltern, sondern auch der Gemeindepfarrer stark gemacht hatten. Schließlich sollte (und wollte) ich wenigstens die Erstkommunion zusammen mit anderen Kindern meines Alters erleben. So wurde bis zu meinem zehnten Lebensjahr lediglich für meine religiöse Bildung gesorgt, für den Rest sorgte ich selber.
Ich lernte mit meiner Schwester Gedichte auswendig, die sie für die Schule brauchte, ich schrieb seitenweise Texte aus Lesebüchern ab, ohne sie zu verstehen. In den Zeiten, in denen ich im Krankenhaus lag, schickte ich unzählige Briefe nach Hause, die alle aus einem Wort bestanden, weil ich nicht wußte, wo ein Wort aufhört und das nächste anfängt. Der Effekt des ganzen war aber, daß ich mit der Zeit das Geschriebene lesen konnte, daß meine Buchstabenreihen zu Wörtern und Sätzen wurden. Da ich nie unter dem Druck gestanden hatte, lernen zu müssen, machte mir Lernen Spaß. Ich war wie ein Schwamm, der alles aufsaugte. Hunderte von Büchern wurden von mir verschlungen, eine Unmenge von Gedichten gelernt (und wieder vergessen). Der amtlich registrierte und finanzierte Unterricht – sechs Stunden pro Woche – begann somit mit dem Stoff des dritten Schuljahres und endete ein Jahr später mit dem des vierten.

Obwohl ich zu Hause keine Langeweile hatte – ständig waren Kinder bei mir, die ich noch aus meiner Kindergartenzeit kannte oder die von meiner Religionslehrerin aufgefordert worden waren, mich doch mal zu besuchen –, wartete ich ungeduldig auf meine Einschulung. Ich wollte endlich auch mal wie alle anderen Kinder zur Schule gehen. Als in der Nähe eine Sonderschule für Körperbehinderte eröffnet wurde, wurde entschieden, daß ich dort angemeldet werden sollte. Ich war ganz glücklich, nicht wissend, was mich dort erwarten würde. In meinem ganzen bisherigen Leben hatte ich keinen Kontakt zu Behinderten, fühlte mich auch nicht "behindert", ich hatte zerbrechliche Knochen, ich hatte fast ständig ein Körperteil eingegipst, aber behindert...

Für meine Eltern war es auch lange kein Begriff gewesen, den sie für mich verwandt hätten – vielleicht zum ersten Mal, als ich mit 9 Jahren einen Rollstuhl bekam, und selbst da war der Rollstuhl ein Übergangsmöbel, das lediglich angeschafft wurde, weil ich ob meines Gewichts und meiner Größe absolut nicht mehr in einen Kinderwagen paßte. Die Hoffnung, daß ich irgendwann wieder "ganz normal" gehen würde, hatten wir alle.
Mit meiner Einschulung wurde ich zum ersten Mal mit anderen Behinderten und somit mit meiner eigenen Behinderung konfrontiert. Es war schrecklich. Ich dachte die ganze erste Zeit, was soll ich hier, ich bin doch nicht so wie die anderen, ich gehöre nicht dazu.
Ich fühlte mich deplaziert und war enttäuscht. So hatte ich mir die Schule nicht vorgestellt. Ich distanzierte mich von den schwerer Behinderten und suchte den Kontakt zu denen, die "nur" ein bißchen hinkten, keine auffallenden Behinderungen hatten.
Gleichzeitig war das Neue aber auch spannend und interessant: Zusammen mit anderen unterrichtet zu werden, Klassenarbeiten, Hausaufgaben... das alles war schon etwas anderes als immer alleine mit einer Lehrerin zu sein. Irgendwann fing ich natürlich auch an, vor Klassenarbeiten zu stöhnen, über Hausaufgaben zu mekkern, aber mehr aus Liebe zum Protest, denn aus echter Überforderung oder Anstrengung.

Nach vier Jahren Sonderschule bewarb ich mich an einem Gymnasium mit Internat – ich wollte weg. Der Schulleiter hatte unsere Klasse nicht zur externen Mittlere-Reife-Prüfung angemeldet, da er das Ansehen seiner Schule nicht durch eventuelle schlechte Noten gefährden wollte. Diese Entscheidung, die ein weiteres Jahr Sonderschule bedeutete, konnte ich nicht akzeptieren.
Meine Eltern hätten sicher nichts unternommen mich von dieser Schule zu "befreien", legten meiner Eigenaktivität aber auch keine Steine in den Weg. So kümmerte ich mich selbst um einen neuen Schulplatz, unterstützt durch eine Lehrerin und die Sonderschulpädagogin.
Meine Eltern unterschrieben nur den Aufnahmeantrag – sie vertrauten wohl darauf, daß ich schon wüßte, was ich wolle und das sicher auch erreichen könnte. Zum Abitur mußten sie mich nicht überreden oder zwingen, das wollte ich alleine. Es war für mich keine Frage, da nach lächerlichen vier Jahren meine Schulzeit, auf die ich so lange gewartet hatte, nicht schon wieder zu Ende sein

konnte. Nach drei weiteren Jahren, in denen ich mich bis zum Abitur durcharbeitete (-mogelte), war ich froh, die Institution Schule hinter mich gebracht zu haben. Ich hatte Schule in unterschiedlicher Form erfahren, ich hatte einen Abschluß, es reichte!

Für meine Bildungsmöglichkeiten mußte ich immer selber kämpfen, meine Eltern hielten sich aus diesem Thema raus. Ich frage mich, ob sie anders gehandelt und meine Bildung als notwendig betrachtet hätten, wenn ich ein Junge (der später mal eine Familie hätte ernähren müssen) gewesen wäre.

"Das willst du ja gar nicht selber"

Meine Probleme fangen schon in der Familie an.
Als ich klein war, gingen meine Eltern noch mit mir in die Öffentlichkeit, aber es war ihnen peinlich, wenn sie von Leuten wegen mir angesprochen wurden.
Als Behinderte konnten mich meine Eltern und meine Geschwister nie richtig verstehen. Ich bin Ende 30, und meine Geschwister sind alle viel älter als ich; zwischen mir und meinem ältesten Bruder liegen 15 Jahre.
Sie und ich wuchsen also in einer Zeit auf, wo so eine wie ich eine Schande für die ganze Menschheit war.
Aber ich lebe gerne und gehe nun einmal gerne unter die Leute.
Mein Vater ging noch ohne Scham mit mir fort, aber er starb vor 13 Jahren.
Meine Mutter steckt mir lieber Geld zu, bevor sie mit mir irgendwo hingeht. Und wenn, dann darf ich heute noch nicht alleine im Restaurant essen, wenn sie dabei ist, denn ich kann nicht so essen wie eine Nichtbehinderte, und es kann ab und zu etwas daneben gehen.
Es klingt hart, aber es stimmt: Der einzige Ort, an den sie mich ohne Widerwillen mitnimmt, ist der Friedhof.

Ich lebe mit meiner Mutter, meiner Schwester und deren Familie in einem Haus. Nur die drei Kinder sehen in mir nichts Absonderliches. Die gehen mit mir um, als sei ich für sie ganz normal, denn sie sind ja sozusagen mit mir groß geworden. Sie gehen auch ab und zu mit mir spazieren, ohne auf die Leute zu achten, was die so reden.
Bei meiner Mutter und meiner Schwester ist das ganz anders. Wenn ich einmal Wünsche äußere, die für sie ungewöhnlich sind, z.B. daß ich alleine in die Stadt fahren oder in eine Wohngemeinschaft ziehen möchte, um endlich selbständig zu werden, dann heißt es nur: "Das willst du ja gar nicht selber, du wirst ja von deinen Freunden aufgehetzt."
Ich werde dann immer wütend, weil es nicht wahr ist. Meine

Freunde unterstützen nur meine Meinung!
Meine Meinung interessiert meine Mutter nicht, denn die hört nur auf andere Leute, meistens Tratschtanten aus dem Ortsteil. In ihren Augen bin ich sozusagen nur die Schlechte, und die Leute haben recht, und ich habe unrecht.
Meine Enttäuschung darüber drückt sich so aus, daß ich ihr gegenüber immer ruhiger werde und mich manchmal am liebsten in ein Mauseloch verkriechen würde.
Ich war als Kind und junges Mädchen richtig menschenscheu, denn ich durfte nie zur Schule gehen. Manchmal dachte ich daran, meinem Leben ein Ende zu machen.

Durch meinen ersten nichtbehinderten richtigen Freund, den ich 1967 kennenlernte, änderte sich das. Da merkte ich plötzlich mehr und mehr, daß ich auch ein Mensch bin. Er redete mir immer gut zu, daß ich mich vor den Menschen nicht zu verstecken bräuchte, und mit der Zeit gewann ich immer mehr Selbstvertrauen dazu. Heute weiß ich, daß ich den richtigen Weg gegangen bin.

SONNENTOP OHNE ARME
IST WIE MINIROCK MIT SCHIENEN –
Das Schönheitsideal und seine Folgen

Foto: c Martin Glück

Krüppelfrauen sind nicht "in"

Unser äußeres Erscheinungsbild läßt sich kaum mit dem von den Massenmedien publizierten Schönheitsideal in Einklang bringen. Mögen Mode und Kosmetik auch noch so sehr strapaziert werden. Das Ergebnis der Bemühungen wird eher bescheiden ausfallen. Unregelmäßigkeiten der körperlichen Proportionen, fehlende Gliedmaßen, eine Skoliose, verkrüppelte Hände/Füße oder deren orthopädische Folgen, wie Rollstuhl, Schienen, Korsett oder Prothesen sind "Schönheitsfehler", die sich nicht aus der Welt schaffen oder beseitigen lassen (1).

In einem fiktiven Brief an Axel Caesar Springer schreibt eine Rollstuhlfahrerin:
"Ich bin auch eine, die im Sinne der vorhandenen Wertmaßstäbe NICHTS kann. Nicht schön sein beispielsweise, denn ein chromblitzendes Gestell unter einem Frauenpopo ist ja wirklich nichts Aufreizendes. Wenn dann der Rollstuhlinhalt nicht stromlinienmäßig exakt ist, also in der Produktion etwas gehudelt wurde — dann ist's doch eigentlich schon vorbei". (2)

In der Bewertung von Mädchen und Frauen stellen Schönheit und Attraktivität wichtige Kriterien dar. So ist es kein Wunder, wenn unsere Eltern sich schon in der Kindheit bemühen, uns möglichst perfekt an das Aussehen nichtbehinderter Mädchen anzupassen, damit wir trotz unserer körperlichen Mängel von unserer nichtbehinderten Umwelt als Menschen akzeptiert wurden.

Theres Zemp erzählt aus ihrer Kindheit:
"Sie nähten mir besondere Kleider, und wenn sie mir diese anzogen, dann war ich eben trotz allem nie das nette Püppchen, denn der Unterschied blieb: ich hatte immer noch keine Arme und die Beinprothesen waren auch mit den schönsten Kleidern nie ganz zu verheimlichen". (3)

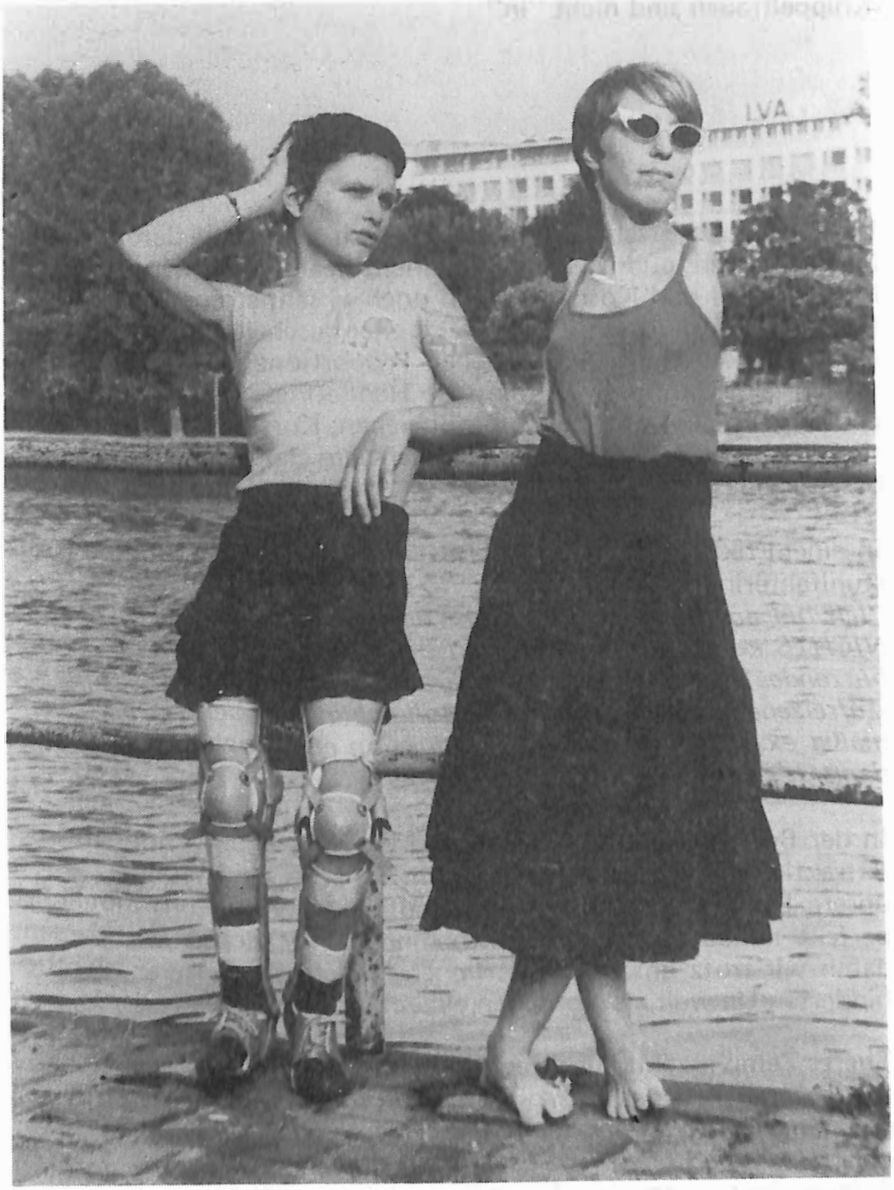


Foto: c Martin Glück

Damit wir trotz unseres körperlichen Defekts ästhetischen Vorstellungen nahekommen und unsere Mängel nicht auf den ersten Blick sichtbar sind, muß alles Negative und Unerwünschte gut versteckt werden.

Das Bemühen, unsere Behinderung zu vertuschen und uns gleichzeitig möglichst mädchenhaft zu kleiden, nötigte unsere Eltern bisweilen zu sonderbaren Kompromissen. Auf die Frage nach der Kleidung ihrer Kindheit erinnern sich mehrere Krüppelfrauen, die orthopädische Schienen trugen, übereinstimmend daran, daß häufig eine Hose mit einem Rock oder einem Kleid darüber kombiniert wurde. Die Hosen sollten die "unförmigen" Beine mit den orthopädischen Schienen verbergen. Hübsche Kleider und niedliche Röcke ließen uns wie "richtige", d.h. nichtbehinderte Mädchen aussehen. Zu einer Zeit, in der weder Hosenröcke noch Hosenkleider modern waren, muß diese eigenartige Kombination dennoch auffällig gewesen sein.

Wie ihre Mutter versuchte, von ihren fehlenden Armen abzulenken, erzählt eine andere Krüppelfrau:
"Ganz früher hatte ich immer Pellerinchen, so ein Cape an, daß man nicht sah, daß ich keine Arme hab. Das hat man aber trotzdem gesehen, weil ich ja mit den Füßen alles gemacht habe." (4)

Auch unter Zuhilfenahme von Kleidungstricks gelang es nicht, unsere Behinderung zu verstecken: Unser Anderssein läßt sich nicht wegzaubern.

Wenn unsere Eltern erhebliche Anstrengungen unternahmen, damit wir so "normal" wie möglich erschienen, befinden sie sich in guter Gesellschaft. Auch sog. Fachleute haben Schwierigkeiten, unser Behindert-Sein zu akzeptieren. Mit allen Mitteln wird versucht, diese Eigenschaft auszugleichen, wegzuschminken.

So veröffentlicht der "Bundesverband für spastisch Gelähmte und andere Körperbehinderte e.V." eine Arbeit, die sowohl eine theoretische Begründung als auch praktische Tips dafür liefert, wie sich gerade behinderte Mädchen besonders geschickt schminken sollen, um von ihrer Behinderung abzulenken:
"Die körperbehinderten Mädchen haben aber die Möglichkeit — genau wie gesunde junge Mädchen — mit Hilfe der Kosmetik ihr

Gesicht zu verschönern. Sie können z.B. ihre Augen, das wohl Eindrucksvollste jedes Gesichtes, betonen und damit ablenken von ihrer Körperbehinderung. Bei einer eventuell vorhandenen Lähmung des Fazialisnervs (Gesichtsnerv, versorgt die Gesichtsmuskeln. Anm. F.C.Sch.) können sie mit Hilfe einer geschickten Frisur und eines hübschen Make-ups diese Unebenmäßigkeit verdecken oder davon ablenken." (5)

In der Krüppelzeitung kommentiert Nati diese Veröffentlichung:
"Ich kann mir nicht vorstellen, wie eine Frau, die nur ihre 'intakten' Körperteile betonen soll, sich je als Einheit und nicht zerstükkelt fühlen kann. Wie soll eine solche Frau ein gutes Körpergefühl kriegen? Ich meine, es ist Zynismus, wenn einer Krüppelfrau vorgegaukelt wird, daß sie ein Hauch von Nichtbehindert umgibt, wenn sie sich z.B. das Gesicht schminkt, wie es die neueste Mode gerade erfordert." (6)

Die nachteiligen Folgen solcher Ratschläge liegen auf der Hand: Wir erleben und lernen, daß Behinderung etwas Negatives ist, das wir lieber verstecken sollen als uns damit auseinanderzusetzen.

Claudia Storz, die ihre persönlichen Erfahrungen in einem Roman verarbeitet hat, beschreibt, wie die Romanheldin Jessica sich bemüht, im Urlaub am Strand ihren künstlichen Darmausgang am Bauch vor anderen zu verstecken.
"Jessica hatte meistens einen weiten gelben Manchestermorgenrock getragen. Dazu eine Schirmmütze, Handschuhe und eine Sonnenbrille. Sie fettete sich kaum je ein und wandte der Sonne den Rücken zu. Jeden Vormittag war sie lange in den hohen Wellen schwimmen gegangen, dazu hatte sie sich mit Drehen und Wenden, Ziehen und Rucken einen dunkelblauen Badeanzug unter dem Morgenrock angezogen. Gisela hatte gestaunt. Diese weißen dünnen Beine! 'Warum behältst du immer den Morgenrock an? Du wirst ja nie braun.'
'Ich vertrage die Sonne nicht, sie macht mich schwindelig, und doch möchte ich draußen sein und schwimmen.'" (7)

Jessica verhält sich zwar auch anders als die Anderen, Nichtbehinderten. Doch läßt sich dieses Verhalten problemlos als persönliche Eigenart einer ansonsten "normalen" Frau interpretieren. Würde sie offen zeigen, daß sie einen künstlichen Darmausgang hat, ginge

sie das Risiko ein, von den anderen nicht mehr als "normal" behandelt zu werden und die Selbstverständlichkeit zwischen ihr und den anderen zu zerstören. Ihr Anderssein wäre plötzlich für alle offensichtlich. Eine gefürchtete Auseinandersetzung müßte stattfinden.

Ein körperlicher "Defekt" gilt als etwas Unansehnliches, ja Unästhetisches, über das wir die Umgebung und letztlich auch uns selbst gerne hinwegtäuschen.

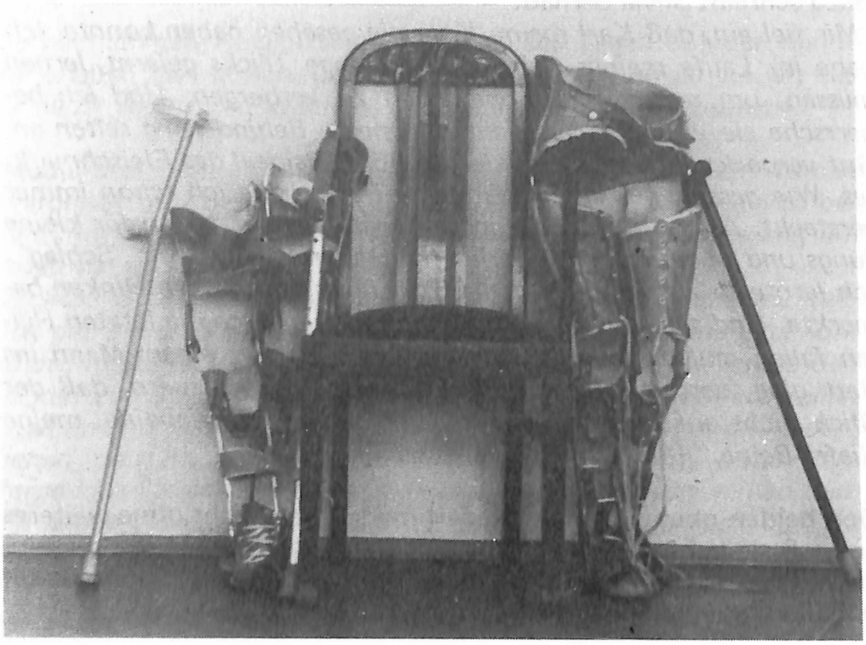
Solange alles gut verpackt ist, ist die Umwelt, sind wir selbst beruhigt. Problematisch wird es dann, wenn die Hüllen fallen, wenn also unser behinderter Körper zu sehen ist und der Makel nicht mehr versteckt werden kann.

Dazu schreibt Silvia Sernau:
"Mir fiel ein, daß Karl meine Knie nie gesehen haben konnte. Ich habe im Laufe meines Lebens eine Menge Tricks gelernt, lernen müssen, um meine Verkrüppelungen zu verbergen. Und ich beherrsche sie virtuos. Man sieht mir meine Behinderung selten an. Gut verpackt entspreche ich dem Schönheitsideal des Fleischmarktes. Wie gesagt, gut verpackt. Meine Beine habe ich schon immer versteckt. Als Kind im Beckengips, später in Latzhosen für kleine Jungs und in der Pubertät in den hautengen Dingern mit 'Schlag'. Ich lernte so zu laufen, daß man nur noch selten mein Hinken bemerkte. Und selbst in den Stunden, in denen auch die letzten Hüllen fallen mußten, nämlich dann, wenn ich mit einem Mann ins Bett ging, verstand ich es, die Situation so zu steuern, daß der Blick nicht auf meine Beine fiel, meine Streichholzbeine, meine Biafra-Beine." (8)

Den beiden oben zitierten Frauen merkt man nicht ohne weiteres an, daß sie behindert sind. Um den Schein, nichtbehindert zu sein, zu wahren, zahlen beide mit dem Verlust jeglicher Spontaneität und der Verleugnung ihrer Individualität.

Prothesen

Bei denjenigen unter uns, deren Defekt nicht mehr zu übersehen ist, übernehmen häufig orthopädische Hilfsmittel die Aufgabe, den Körper der Norm anzupassen. Oft dominieren kosmetische und nicht praktische oder medizinische Gesichtspunkte bei der Verordnung von Prothesen. Sie werden lediglich "verpaßt", um körperliche Vollkommenheit vorzutäuschen und eine etwaige Verunsicherung unserer Umwelt nicht aufkommen zu lassen.



Theresia Degener beschreibt folgendes:
"Mit drei Jahren wurden mir die ersten 'Schmuckhände' verpaßt. Prothesen, mit denen ich nicht einmal halb so viel anfangen konnte, wie mit meinen Füßen; sie behinderten mich auf allen Ebenen.

Mit ihnen konnte ich nicht spielen, weil ich nichts fühlte. Mit ihnen eckte ich überall an, weil ich mich nicht daran gewöhnen konnte, an beiden Seiten meines Oberkörpers noch so komische Arme zu haben. Ich konnte mit diesen Prothesen nicht rennen, weil sie mir zu schwer waren und mir die Schultern wunddrückten. Schließlich durfte ich mit ihnen auch nicht hinfallen, damit sie nicht kaputtgingen. (Sie kosteten damals bereits an die 3.000,- DM). Beim Essen fühlte ich mich wie ein Roboter, ich drückte den falschen Knopf und das Essen landete auf dem Teller anstatt in meinem Mund."(9)

Das vorangehende Beispiel zeigt sehr deutlich, wie unfrei Prothesen uns zugunsten der Schönheitsnormen machen können. Ohne Prothesen konnte Theresia Degener sich frei bewegen, konnte spielen, herumtoben, alleine essen... Sie konnte all die Sachen, die andere Kinder auch machen, nur benötigte sie ihre Füße dazu. Die Prothesen bekam sie, weil sie wie andere Menschen auch zwei Arme haben sollte. *Mit* diesen Prothesen war sie jedoch völlig unselbständig und unfrei. Erst durch sie wurde das Kind so richtig behindert.
Natürlich können orthopädische Hilfsmittel auch von Nutzen sein. Ohne einen Rollstuhl könnten sich viele von uns nicht fortbewegen. Nur mit Beinschienen können einige von uns Treppen steigen und sich von fremder Hilfe unabhängig machen. Ein Korsett beugt einer weiteren Verkrümmung des Rückgrats und möglichen Schädigungen innerer Organe vor.

Abzulehnen ist es aber, wenn Ärzte und Therapeuten alle zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, um unsere Behinderung wegzuoperieren oder wegzutherapieren. Abzulehnen ist es, wenn Ärzte, befangen in überkommenen Normalitätsvorstellungen, unser Behindert-Sein nicht als eine Tatsache akzeptieren, die sich nicht oder nur ganz unwesentlich verändern läßt, wenn sie bei ihrer Behandlung nicht berücksichtigen, ob ihre Maßnahmen sinnvoll sind und uns reale Vorteile bringen.
Gerade für Ärzte, die durch uns an ihre medizinischen Grenzen stoßen, ist es eine Herausforderung, uns trotzdem weitestgehend an die Normen der Nichtbehinderten anzupassen. Gelingt der Eingriff, bekommen sie doch noch die Selbstbestätigung, etwas tun zu können, nicht ganz machtlos der Natur gegenüber zu sein.

Therese Zemp berichtet, welche negativen Folgen für ihr Körpergefühl Prothesen in ihrer Kindheit hatten:
"Zudem habe ich ein negatives Körperbewußtsein mitbekommen, anerzogen vor allem von Ärzten und Physiotherapeutinnen, die es sich zur Aufgabe machten, mein Nicht-intaktsein auszugleichen, oder versuchten, es zu verschönern: Bereits als dreijähriges Kind erhielt ich die ersten Beinprothesen, damals vielleicht noch mit der ehrlichen Absicht, mindestens meiner Eltern, mich zum Laufen zu bringen. Ich lernte es auch und konnte ein wenig gehen damit. Ich selber war allerdings mit diesen Prothesen nie glücklich, weil sie mich und meinen Körper einschränkten. Mann versuchte mir vor allem in der Pubertät einzuimpfen, daß ich mit Prothesen viel schöner sei. Ich sah zwar, daß es wunderschöne aus Holz geschnitzte Beine waren, die mir da angeschnallt wurden, aber sie waren mir zu schwer, sie waren zu meinem übrigen Körper viel zu dünn und zu kurz. Raffiniert und schön — waren sie eine Neuheit auf dem Markt, und die Orthopäden waren froh darüber, in mir einen 'Musterkrüppel' zu haben, an dem mann sie ausprobieren konnte. Aber niemand sprach mit mir je darüber, welche Konsequenzen diese Beinprothesen für mich hatten, z.B. daß ich im Körperkontakt sehr eingeschränkt war, weil ich mich viel weniger frei bewegen konnte mit den Prothesen, oder daß Orthopäden mit einer Selbstverständlichkeit meine Schamlippen zwischen den Holzbeinen versorgten (= hineinstopften), oder daß meine Klitoris eingeklemmt wurde, wenn man mich tragen mußte. Ich wagte es auch nicht, je einmal mit jemandem darüber zu sprechen, ich hatte Angst, daß irgend etwas nicht normal war bei mir 'da unten', denn wenn es normal wäre, dann hätte mann doch die Prothesen anders gebaut — dachte ich. Ich empfand die Schamlippen immer als unmögliches Anhängsel, das versorgt werden mußte. Sie waren für mich etwas, das beim Gehenkönnen störte, und ich wußte nicht, daß sie zu einer Frau gehören. Die Klitoris wurde mir ein Trauma, vor dem ich Angst hatte, wenn mann mich tragen mußte, ein Ungetüm, worüber nicht gesprochen wurde." (10)

Hier wird deutlich, daß die zwanghafte Gleichmacherei behinderter Mädchen teilweise die Grenzen zur Gewalt überschreitet. Alle diese Qualen werden nur ertragen, weil behinderte Mädchen der Versprechung glauben, sie würden durch diese technischen Raffinessen wirklich schöner, wie "richtige" Mädchen, aussehen.

Wie wirksam dieses Versprechen ist und wie verlockend die Aussicht, nicht so auffallend behindert auszusehen, zeigt sich, wenn wir sogar "freiwillig" Prothesen verlangen.

Dazu berichtete eine blinde Frau auf dem Krüppeltribunal:
"Aber ich wollte mich doch genauso schminken wie die anderen, und ich hatte mir schon immer gewünscht, daß man nicht bereits auf zehn Meter Entfernung sieht, daß ich nicht gucken kann.
Also beschloß ich, mir Glasschalen auf meine Augen machen zu lassen, die genauso aussehen wie normale Pupillen und die meine Augen vergrößern sollten. (...)
Die Prothesen schmerzten sehr bei der Anprobe, aber das entschuldigte ich damit, daß sie Fremdkörper waren, an die ich mich schon gewöhnen würde. (...) Jede Bewegung des Auges schmerzte – ganz zu schweigen davon, wenn irgendwo ein Staubteilchen klebte!
Natürlich sollte ich die Prothesen zunächst nur stundenweise einsetzen, aber ich versuchte gleich alle Rekorde zu brechen. Bestärkt wurde ich darin durch meine Umwelt (Eltern, Erzieher und Bekannte), die von meiner neuen Errungenschaft begeistert war. Meine Euphorie dauerte allerdings nicht lange. Schon bald waren meine Augen so entzündet, daß ich mir nach einigen Fehlversuchen eingestehen mußte, die Prothesen im Moment nicht einsetzen zu können. Kaum war die Entzündung abgeklungen, wurde sie durch die Prothesen und meinen Stolz neu geschürt." (11)

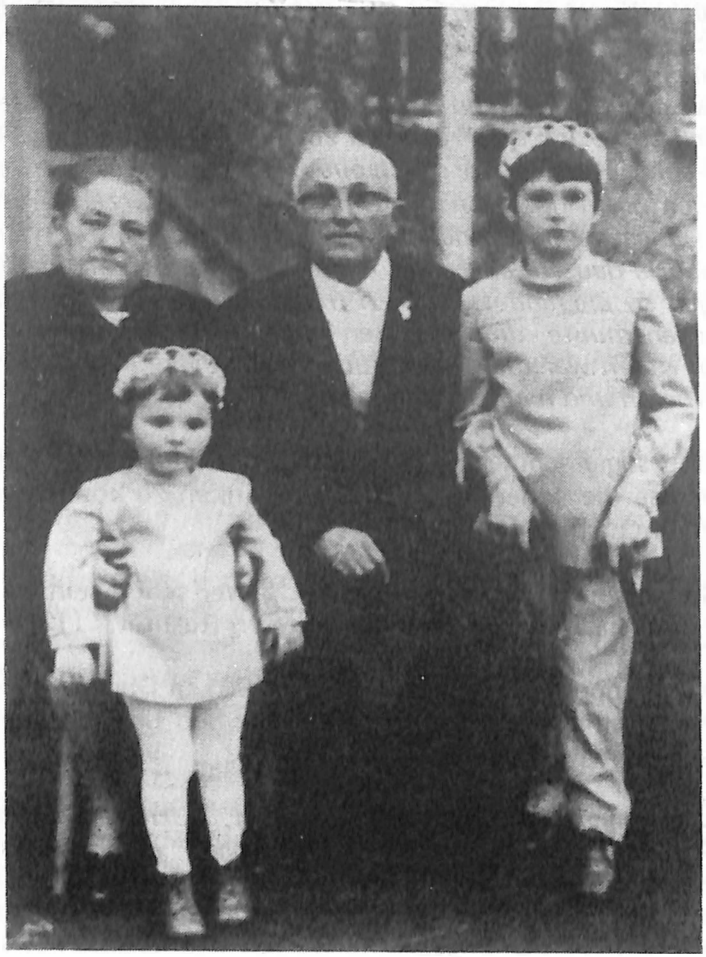
Sie nimmt sogar schmerzhafte Entzündungen in Kauf, nur um auszusehen wie die anderen, um sich schminken zu können wie die anderen, um nicht aufzufallen.

"Das Sprichwort aus dem Volksmund: 'Wer schön sein will, muß leiden', wird für Krüppelfrauen zur bitteren Realität." (12)

Auf dem Krüppeltribunal im Dezember 1981 in Dortmund setzten wir uns mit einigen Krüppelfrauen zusammen und faßten unsere Erfahrungen folgendermaßen zusammen:

"Uns wurden jahrelang Prothesen verpaßt, SCHÖN SEIN sollten wir! Das hieß für uns : ein Reinzwängen in Schmuckarme, Schmuckbeine, Aufsetzen von künstlichen Augen und ein Ertragen von kosmetischen Operationen. Schon in der Kindheit mußten wir uns diesen Idealvorstellungen unterwerfen und konnten uns nicht

wehren! Wir sollten keine eigenen Entscheidungen treffen, das übernahmen Ärzte, Orthopäden und Eltern für uns.
Wir wollen uns wohlfühlen in unserem Körper und fordern deshalb, daß unsere Bedürfnisse dem therapeutischen und medizinischen Effekt vorgeschaltet werden. Prothesen bleiben Fremdkörper, solange wir uns nicht aus freien Stücken dafür entscheiden." (13)



Wirf die Prothesen weg, wenn sie dir nichts nützen!

Vom 2. - 18. Lebensjahr trug ich Prothesen. Sie hatten keinen besonderen Nutzen; denn ich kann hervorragend auf meinen eigenen zwei Beinen laufen. Meine Körpergröße: 1.18 m und mit zunehmendem Alter wuchs ich weiter. Das brachte mit sich, daß ich mindestens alle zwei Jahre in die Orthopädie rennen mußte, um mir neue Gestelle an die Beine schnallen zu lassen. Ich ließ alle Schikanen über mich ergehen und machte auch schön brav und artig alles mit.
Das erstreckte sich vom Gipsabdruck bis hin zu Fall-, Aufsteh- und Laufübungen. Mit 16 Jahren hatte ich die quälende Größe von 1.60 m erreicht. Also mußte ich zusätzlich an einer Krücke laufen, damit ich nicht permanent hinfiel.
Im Winter war es ein Greuel über Glatteis zu rutschen, im Sommer ein Horror durch die Hitze zu wanken.
Mit 18 Jahren waren die Probleme größer geworden. Ich begriff, daß ich eigentlich *nichts* anfangen konnte mit dem Gestell an meinen Beinen. Ich war eingeengt, gehemmt und völlig unbeweglich. Und trotzdem ließ ich mich auf einen erneuten Versuch ein, den ich mir zum x-ten Mal von meinen Eltern aufschwatzen ließ, mit dem Argument: "Es nimmt dich mit deiner Größe doch kein Mensch ernst, du mußt doch auf Augenhöhe sein mit deinem Gesprächspartner."
In der Schule war ich ein halbes Jahr ohne Gestell gelaufen, und das war für mich ein unheimlich befreiendes Gefühl. Ich blühte richtig auf, fühlte mich mit mir selbst richtig wohl.

Ich ließ mich also trotzdem auf den Versuch ein – die Technik hatte sich ja angeblich sooo viel weiter entwickelt. In Heidelberg versprach *mann* mir das Blaue vom Himmel: Ich sollte auf einmal *laufen wie ein Wiesel!*
Ein paar Wochen später wurde ich zwecks Krankengymnastik und Gehschule stationär dort aufgenommen.
Der große Tag: *Ich kam, sah und mann siegte!* 1.72 m – Jubel. Sie hatten es geschafft–ich war fertig mit den Nerven! Nun konnte ich

nur noch mit zwei Krücken rumschleichen. Auf meine Frage nach der Gehschule, wegen der ich ja schließlich da war, kam die Antwort: "Na also, was erwartest du denn *noch?* Besser kannst du *damit* wirklich nicht mehr laufen!"
Da stand ich großer medizinisch–orthopädisch–gelungener Versuch nun vor staunenden Medizinstudenten und mußte tatsächlich die Lobreden mit anhören, die auf die orthopädische *Versorgung* gesungen wurden.
Die einzige zaghafte Frage, die ich zu stellen wagte, war die nach der Größe, die mir *etwas* übertrieben vorkam. Sie wurde abgetan: "Zieh dir erst mal lange Hosen an, dann sieht es alles schon ganz anders aus."

Das war er also, der große Erfolg: Wollte ich mich setzen, so fiel ich wie ein nasser Sack Kartoffeln auf den Stuhl. Treppen zu bewältigen war mir unmöglich, ohne daß ich beim Ausschwenken meiner Stelzen jemanden erschlagen hätte. Und das Argument mit der Augenhöhe zog auch unheimlich: der Professor war zwei Köpfe kleiner als ich,und er blickte stolz auf sein Werk herauf!!!
So landeten die Stelzen schließlich im Keller,um dort zu verstauben.

RESUMEE

Der Schritt, endgültig NEIN zu sagen, war ein bedeutender. 18 Jahre lang habe ich versucht, meine Behinderung zu vertuschen, habe im Prinzip nichts anderes getan, als mich in meiner Freiheit einzuschränken. Der Druck, der von außen an mich herangetragen wurde, nämlich so "normal wie möglich" zu erscheinen, war so groß, daß ich mich dafür hab' hinreißen lassen, mich selbst zu verleugnen.
Von vielen anderen Krüppelfrauen habe ich ähnliches gehört und gelesen. Wir versuchten, dem Idealbild nachzueifern; denn ein "vollkommener" Mensch ist nur dann "vollkommen", wenn er/sie auch so aussieht, wie jede(r) andere.
Mir ist klar geworden, daß der Preis, nichtbehindert auszusehen, ein zu hoher ist; denn mir ging jegliche Spontaneität verloren. Dies geschah schon mal rein praktisch, denn ich konnte mich sehr viel weniger bewegen als ohne mein Gestell. Dazu kam aber noch ein ganz anderer Druck: Ich mußte ständig meine Bewegungen unter Kontrolle halten, um nicht *anormal* auszusehen. Mir wurde auch

klar, daß sämtliche Ärzte, Orthopäden und Krankengymnastinnen in mir ein Versuchskaninchen sahen, denn sie hatten es geschafft: Ich machte nun nicht mehr auf meinen Körper aufmerksam, sondern lenkte davon ab! Für sie war wichtig, daß ich ins "Bild paßte" – ganz egal, ob *mir* das nun paßte oder nicht.

Mein Vorschlag: Wirf die Prothesen weg, wenn sie dir nichts nützen!

Gemeinsam gegen Männernormen?

Frauen werden miteinander verglichen und Frauen vergleichen sich untereinander, unterstützen die Hierarchie zwischen "schönen" und "weniger schönen" Frauen. Diese alles bestimmenden, männlichen Bedürfnissen entsprechenden Normen begegnen uns jeden Tag aufs Neue, verkörpert durch jede nichtbehinderte Frau. Immer wieder wird an uns alle die Anforderung gestellt, diesen Normen zu genügen. Selbstverständlich entspricht auch kaum eine nichtbehinderte Frau vollkommen dem herrschenden Schönheitsideal. Ohne Zweifel weiß jede nichtbehinderte Frau um eine Reihe mehr oder weniger großer körperlicher Mängel, die es auszugleichen gilt.

Das Bemühen, sich an normierte Schönheitsvorstellungen anzupassen, ist jedoch unterschiedlich erfolgreich, je nachdem, ob es sich um eine behinderte oder nichtbehinderte Frau handelt.

Nati bemerkt zu diesem Thema in der Krüppelzeitung folgendes:
"Grundsätzlich wird zwischen einer nichtbehinderten und einer Krüppelfrau unterschieden; zur einen wird gesagt, falls du dich rausputzt, dann liegt dir die ganze Welt zu Füßen, und zur anderen, falls du dich nett herrichtest, dann findest du auch ein Plätzchen in der Welt." (14)

Immer wieder schneiden wir schlechter ab als unsere nichtbehinderten "Schwestern". Wir stellen fest, daß wir eine Klasse schlechter sind, nicht wirklich dazu gehören und somit gar nicht erst die Chance bekommen, mitzuhalten oder zu konkurrieren. (Unabhängig davon, ob wir das überhaupt wollen.) Krüppelfrauen fallen von vornherein aus der Wertung.

Barbara Rohr schrieb 1982:
"Ich erkannte, daß wir nichtbehinderten Frauen mit unserer Schönheit zu ihrem Leid und zu ihrer Unterdrückung beitragen können, daß wir aber auch gleichzeitig in ihnen unsere Unterdrükkung, die leiser und subtiler ist, wie in einem Brennglas verschärft erblicken können." (15)

Foto: c Arbeiterfotographie Marburg

Wir sind disqualifiziert mit dem Stempel: *BEHINDERT.* Dieser Stempel wird uns auch von nichtbehinderten Frauen aufgedrückt. Häufig nehmen nichtbehinderte Frauen uns nicht ernst, sehen uns nicht als gleichwertige Partnerinnen und auch nicht als ernstliche Konkurrentinnen. Leider ist es so, daß jemand nur dann ernst genommen wird, wenn er/sie auch bedrohlich werden kann, d.h. wenn ich ihm/ihr einräume, er/sie könnte mir etwas streitig machen.
Sicher ist, daß diese Problematik wohl kaum zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen thematisiert und offen diskutiert wird. Es gibt zu große Berührungsängste, zu viel Angst, zu verletzen und verletzt zu werden. Ein Mangel, den es zu beseitigen gilt, wenn wir wirklich gleichberechtigte Beziehungen zueinander aufbauen wollen.
Unser Verhältnis zu nichtbehinderten Frauen ist ausgesprochen ambivalent. Auf der einen Seite fühlen wir uns ihnen verwandt, auf der anderen Seite stellen sie die Verkörperung der Normen dar, an denen wir scheitern. Da diese, von Männern geprägten Idealbilder prinzipiell alle Frauen betreffen und sie jeder einzelnen Frau ihre eigenen kleinen und großen "Mängel" immer wieder aufs Neue bewußt machen, kämpfen Frauen in der Frauenbewegung gemeinsam gegen diese Normierung und Geringschätzung ihrer Individualität. Sie kämpfen dagegen, daß sie von Männern zum Objekt gemacht werden und daß ihr Körper als Sexual- und Lustobjekt des Mannes dient; sie kämpfen gegen die Reduzierung von Frauen auf ihre Körper.

So gesehen sind die Ziele der Frauenbewegung genau in unserem Sinne. Jedoch sind unsere Ausgangspunkte andere als die der nichtbehinderten Frauen:
Nichtbehinderte Frauen wollen vom Objekt zur Person werden, und wir Krüppelfrauen wollen vom Nicht-Objekt zur Person werden. Die besondere Art unserer Diskriminierung besteht darin, daß wir es noch nicht einmal wert sind, so mies und herablassend diskriminiert zu werden wie nichtbehinderte Frauen. *Wir* kommen nicht vor in der frauenverachtenden Pornographie-Literatur. Mit unseren nackten Körpern wird nicht für Autos geworben, uns wird nicht hinterhergepfiffen... Uns kann es jedoch nicht darum gehen, für gleiche Diskriminierung zu kämpfen. Diese Beispiele zeigen nur, wie geringschätzig wir in Bezug auf unsere Frauenrolle behandelt werden. Unser Ziel kann nicht die Anpassung an eine Normalität sein, in der Frauen minderwertige Wesen sind.

Foto: c Arbeiterfotographie Marburg

Ziele der Frauenbewegung sind die Infragestellung männlicher Wertmaßstäbe und Normen, wie das herrschende Schönheitsideal, die Veränderung traditioneller Rollenverteilung, und schließlich, das Entwickeln eines neuen Selbstbewußtseins als Frau, das Wahr- und Ernstnehmen eigener Bedürfnisse.

Wären die Ziele der Frauenbewegung verwirklicht, also würden Frauen nicht mehr zuallererst und ausschließlich nach ihrem Äusseren beurteilt, würden *wir* auch nicht auf den ersten Blick abqualifiziert werden.
Würden Frauen nicht mehr maßgeblich nach ihren zukünftigen Qualitäten als Frau und Mutter beurteilt, würde *uns* auch niemand mehr mangelnde Qualitäten auf diesem Gebiet unterstellen oder vorwerfen, um uns damit zu entwerten.
Trotz der in unserem Sinne liegenden Ziele der Frauenbewegung gibt es unter uns sehr unterschiedliche Haltungen dazu. Es kann ein unbeschreiblich schönes Gefühl sein, eine Solidarität zu erleben, die stark macht, die keine Unterschiede machen will zwischen ihren Mitgliedern. Aber daneben steht auch die Angst unter vielen gleich denkenden Frauen nicht als Frau respektiert zu werden.
Die immer wieder gemachten Erfahrungen, daß Nichtbehinderte — und damit auch nichtbehinderte Frauen — uns übergehen, uns verletzen und uns nicht als Frau, sondern als Musterkrüppel behandeln, nehmen uns oft die Energie, Kontakt zur Frauenbewegung aufzunehmen.
Um aber gegen diskriminierende Männernormen anzukämpfen, ist es wichtig, uns Bündnispartnerinnen zu suchen, und die finden wir nur in der Frauenbewegung. Daher halten wir es für notwendig, daß wir uns stärker auf die Frauenbewegung einlassen, uns und unsere Interessen einbringen und die Frauen zu einer offenen Auseinandersetzung mit uns herausfordern.

Einige Kostproben aus der Trivialliteratur: (16)

"Dr. Franks Patientin Ingrid Andresen ist an den Rollstuhl gefesselt. Dennoch führt sie mit ihrem Mann Michael eine glückliche Ehe. Sie fällt aus allen Wolken, als sie erkennt, daß es eine andere Frau in seinem Leben gibt. Hat sie, Ingrid, überhaupt eine Chance, um ihr Glück zu kämpfen? Muß sie nicht froh sein, daß sie Michael ein paar Jahre ganz für sich hatte? Nach mehreren leidvollen Tagen ringt sich Ingrid zu dem Entschluß durch, ihren Mann freizugeben.
Dr. Frank, der von dem Kummer der jungen Frau weiß, ist mit dieser Lösung jedoch gar nicht einverstanden. Er rät Ingrid vielmehr, Michaels größten Wunsch zu erfüllen – ein Kind zu bekommen. Aber ist das für Ingrid überhaupt möglich? Darf sie auf Mutterglück hoffen – und damit auf die Rettung ihrer Ehe?" (S.3)

" 'Ihr Gatte ist ein überaus starker Charakter, ein Mann von Format. Hätte er sonst eine Frau geheiratet, die auf den Rollstuhl angewiesen ist?' " (S. 6)

"Ich will dem Glück der beiden wahrhaftig nicht im Wege stehen. Ich muß froh sein, daß es erst jetzt eingetreten ist. Ich will ihm danken für jeden Monat, jeden Tag, den er mir geopfert hat. Längst nicht jede Behinderte hat soviel Glück, Doktor Frank. Die meisten meiner Leidensgefährtinnen bleiben einsam und alleine. Wenn überhaupt, dann heiraten sie vielleicht einen ebenfalls Behinderten. Aber ein Mann wie Michael..." (S. 7)

"Sieben Jahre hat Michael das Leben mit einer Frau wie mir ertragen. Nun ist er der anderen begegnet, die so jung, so unbekümmert, so strahlend und hübsch ist. Ich habe ihr nichts entgegenzusetzen". (S. 7)

"Lieber 'ne Taube auf dem Dach, als 'ne Blinde im Bett"

Werden wir von nichtbehinderten Frauen nicht als gleichberechtigte Menschen akzeptiert, so trifft das schwer; aber es tangiert uns nicht in *erster* Linie als Frau.
Von nichtbehinderten Männern nicht als Gleichberechtigte akzeptiert zu werden, trifft deshalb doppelt, weil es uns in unserer *Situation als Krüppel* abwertet und darüber hinaus in unserer *Rolle als Frau,* weil es bedeutet, daß wir nicht als potentielle Lebenspartnerinnen anerkannt werden.
Solange sich der gesellschaftliche Wert einer Frau in dieser Gesellschaft über ihre "Anerkennung" durch Männer bemißt, solange ist unser "Marktwert" gleich Null.
Als Krüppelfrauen passen wir nicht in das Bild der "idealen Partnerin"; wir gehören deshalb nicht zu der Gruppe der Frauen, sondern zu der neutralen Gruppe der Behinderten.

Diese Erfahrung machten auch nichtbehinderte Studentinnen, die sich einmal probeweise in den Rollstuhl setzten.
Sie berichteten:
"Ich stand alleine vor dem Geschäft, hab dann die Männer angegrinst. Und die Jungen haben immer weggeguckt. Ich hab die Männer angegrinst wie sonst auch. Aber diesmal ist nichts zurückgekommen. (...) Wenn mir das oft passieren würde... Eine andere Studentin sagte es kürzer: Kein Bauarbeiter hat mir nachgepfiffen." (17)

Wir werden weder als potentielle Partnerinnen akzeptiert, noch als Partnerin einer schon bestehenden Beziehung. Ist nämlich solch eine Beziehung zwischen einer Krüppelfrau und einem nichtbehinderten Mann entstanden, wird diese darüber abgewertet, daß sie nicht ernst genommen wird. Meist wird von dem Mann angenommen, er kriege wohl keine "Bessere" und von der Frau, daß sie froh sein könne, überhaupt einen "abgekriegt" zu haben. Über uns besteht das Vorurteil, daß wir von vornherein nur eine Partnerin zweiter Wahl sind, die Mann lediglich als Sonderangebot nimmt und daß wir Krüppelfrauen nur *eine* Absicht haben: Irgendeinen Mann zu finden, der sich unserer "annimmt".

frei nach Marie Marcks, Nati

Es gibt unendlich viele Variationen dieser Vorurteile, die wir auch selbst oft automatisch vorwegnehmen und die uns so mächtig erscheinen, daß es oftmals der einfachere Weg ist, zurückzustecken und in die Defensive zu gehen oder besonders große Gleichgültigkeit vorzutäuschen.
Beide Haltungen bedeuten, daß wir oft auf die Durchsetzung unserer Bedürfnisse prophylaktisch verzichten. Der Boden für diese defensive Haltung ist die Angst, dem Vorurteil einer "ausgetrockneten, männerdurstigen" behinderten Frau zu entsprechen. Diese gesellschaftlichen Vorurteile wirken als übermächtige, aber unsichtbare Bremsen unserer Selbstverwirklichung, und oft haben wir sie als eigene Geringschätzung bereits verinnerlicht. Dies geht so weit, daß sexistische Verhaltensweisen uns gegenüber teilweise eine bestätigende Funktion für unsere weibliche Identität bekommen.

Verhaltensweisen von Männern verunsichern uns oft, da wir nie ganz sicher sein können, ob wir als Frau oder als Behinderte gemeint sind. Die Verunsicherung ist perfekt, wenn wir das Gefühl hatten, wirklich als Frau gemeint zu sein, um dann plötzlich das Gegenteil zu erfahren.
Eine behinderte Studentin erlebte folgende Situation:
"Studienanfang, 1. Semester, ich hab eine Arbeitsgruppe, und da ist ein nichtbehinderter Mann drin, der schäkert immer so'n bißchen mit mir rum, und dann lachen wir auch öfters mal zusammen und finden uns ganz nett, aber mehr nicht. Und dann sagt er einfach mal, als wir Arbeitsgruppe haben, mit mir als Behinderte könnte er ja rumschäkern, da würde seine Freundin nicht eifersüchtig werden, da hätte sie keine Angst, es könnte was passieren. Das hat er zu mir gesagt. Und ich hab dagesessen und hab gedacht, ich werd gleich ohnmächtig, oder irgendwas passiert. Das darf doch überhaupt nicht wahr sein. Und seitdem ist das mein Todfeind. Und deshalb bin ich mir auf jeden Fall sicher, daß ganz viele Leute - und bestimmt die meisten Männer - mich als nette A. sehen, mit der man mal rumschäkern kann, die aber für ihre Freundinnen keine Konkurrenz ist, sondern einfach nur ein guter Kumpel."

In Einzelfällen erfahren auch wir eine demütigende diskriminierende Objekt-Behandlung durch Männer, z.B. wenn Behinderung mal kurzfristig als etwas Exotisches und Außergewöhnliches betrachtet wird.

"Ein nichtbehinderter Mann, der mir sagte, daß er mich sehr gerne hat, äußerte kurz darauf, er könne nicht mit mir ins Bett gehen, weil er noch nicht wüßte, ob er mich wirklich meint oder nur mal mit einer Behinderten ins Bett gehen will. Sehr deutlich! Aber ein Schlag in die Magengrube." (aus einem Gespräch)

Wie krass der Unterschied der Verhaltensweisen nichtbehinderter Männer gegenüber Krüppelfrauen und gegenüber nichtbehinderten Frauen ist, erleben wir manchmal hautnah, wenn wir die Gelegenheit haben, kurzfristig in eine 'nichtbehinderte Haut' zu schlüpfen:

"Ich sitze in der Kneipe auf einer Bank. (...)
Die Kneipe ist um 22.30 Uhr völlig überfüllt. Die Menschen sitzen, stehen, lachen, schwätzen, schmusen, sehen mich oder andere an, sehen an mir oder anderen vorbei, sehen in meine oder andere Augen, flirten mit dem, jener oder mir, lauschen auf die Musik, hängen ihren Gedanken nach, sind entspannt, fröhlich, verkrampft, gehemmt; sind Teile einer wogenden bunten Masse.
(...) Ich sitze in der Kneipe auf einer Bank an der Theke vor einem leeren Glas neben zwei Bekannten, mit denen ich gleich nach Hause gehe. Ich habe Flöhe im Bauch und einen Kloß im Hals. Ich lasse mich von der Bank in meinen Rollstuhl gleiten, dränge mich rollend durch die Leiberwand, sehe die neugierigen, bestürzten, mitleidigen, teilnahmsvollen oder hilflosen Blicke, sehe den verständnislosen, dann verlegenen Blick des Typen, mit dem ich eben einen Augenflirt hatte, bin plötzlich Mittelpunkt und denke, während ich dem so schnell wie möglich zu entkommen suche, wie dünnhäutig ich immer noch bin." (19)

ein mann zum vorzeigen

I

du kriegst ja doch keinen mann!
halb ungläubig
halb begeistert
wart ihr
als ich plötzlich
einen hatte

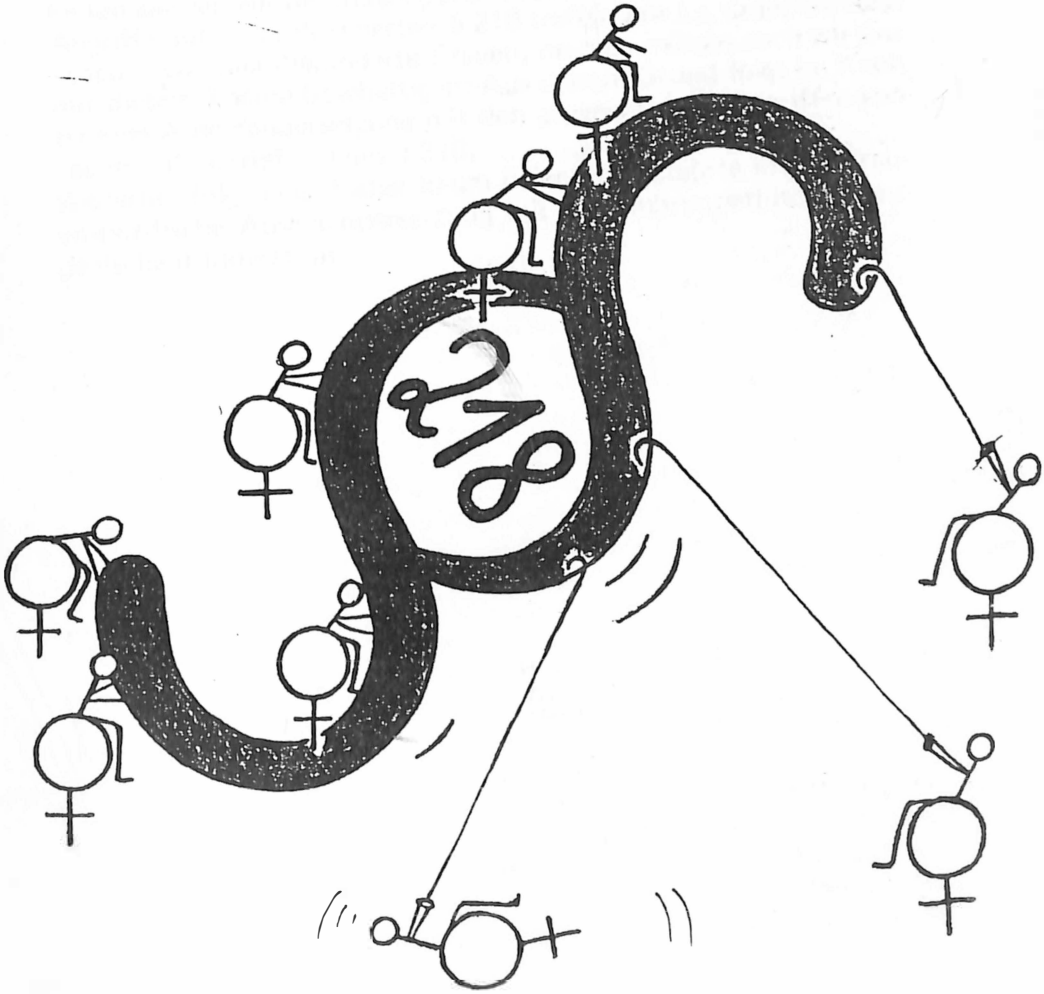
ich selbst
dachte:
mehr
kannst du nicht
erwarten
die große liebe
ein märchen
alle sagten
der
ist aber lieb zu dir

der ring
mein aushängeschild:
seht her
ich habe doch
einen abgekriegt!

II

für euch
ist bereits
die tatsache
meiner ehe
bemerkenswert
eine
verheiratete krüppelfrau

welche leistung



Im folgenden Kapitel setzen wir uns auf verschiedenen Ebenen mit dem § 218 auseinander.
Am Anfang zwei Erfahrungsberichte, die exemplarisch für unsere Situation stehen. Die Bedingungen, einen Schwangerschaftsabbruch in der BRD legal durchzuführen, sind für nichtbehinderte und behinderte Frauen sehr ähnlich. Frauen, die abtreiben lassen wollen, werden meistens vom Arzt, von Bekannten, von Abtreibungsgegnern oder durch die Zwangsberatungsstelle diskriminiert, nur kommt bei uns Krüppelfrauen die Variante als "Neutrum" behandelt zu werden dazu. Neben schlechten Abtreibungsmöglichkeiten werden wir besonders durch Frauenärzte diskriminiert.
Angriffe auf den reformierten § 218 treffen uns als Krüppelfrauen genauso wie nichtbehinderte Frauen, deshalb müssen auch wir uns mit diesem Thema beschäftigen. Aus diesem Grund folgt im Kapitel eine Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Angriffen von rechts auf die Reform des § 218.
Weiterhin folgt eine, bisher kaum öffentlich geführte krüppelfrauenspezifische Auseinandersetzung mit der embryopathischen (eugenischen) Indikation.

"Na Mädchen, das kriegen wir schon hin!"

Kurz nach meinem Abitur, ich war 19, wurde ich schwanger. Als meine Periode ausblieb, war ich ziemlich entsetzt. Ich fuhr mit dem Zug in die Stadt, in der meine Frauenärztin praktizierte, sie sagte mir, daß es noch zu früh sei, einen Schwangerschaftstest durchzuführen und gab mir zwei Tabletten, die ich an den darauffolgenden Tagen nehmen sollte. Wenn die Periode nicht innerhalb 14 Tagen einträfe, sollte ich wiederkommen. Während dieser Zeit fühlte ich mich sehr mies, ich arbeitete in einer Kinderklinik und traute mich nicht, mit irgend jemand über mein Problem zu reden.

Mein Freund hatte damals gerade angefangen zu studieren und war auch nicht immer zu erreichen (er studierte in G., 160 km entfernt). Ich war ziemlich sicher, daß ich schwanger war, ich hatte die Pille vergessen, und das zu einer recht gefährlichen Zeit. Außerdem konnte ich mir morgens kaum die Zähne putzen, ohne mich fast zu übergeben. Nachdem die 14 Tage um waren und sich nichts getan hatte, fuhr ich wieder nach K. zu meiner Frauenärztin. Als die Laborgehilfin ins Sprechzimmer kam und sagte "positiv", dachte ich nur, "was mach ich jetzt bloß?". Die Ärztin wurde sofort sehr geschäftig, sie fragte mich nach meinem Hausarzt – ich glaube sie duzte mich sogar, jedenfalls sagte sie so etwas wie: "Na Mädchen, das kriegen wir schon hin" – und telefonierte mit ihm; sie sagte ihm, daß sie eine Abtreibung befürworten würde und daß sie mich zu ihm schickt, er solle das mit der Ärztekammer in Ordnung bringen. Sie hat mich nicht einmal gefragt, ob ich abtreiben wollte. Sicher, ich war entsetzt, und Abtreibung war auf den ersten Blick die einfachste Lösung, aber ich hatte oft daran gedacht, daß etwas in mir wuchs, und ich dachte bis zum Termin des Eingriffs noch häufig daran.

Die Rückfahrt von K. nach H. war fürchterlich; ich konnte mit niemanden reden, und dann kam noch dazu, daß ich im Rollstuhl unterwegs war und dauernd irgendwelche Leute ansprechen mußte, ob sie mir beim Ein- bzw. Aussteigen behilflich sein konnten. Das kostete mich in dieser Situation ziemlich viel Energie und Überwindung.

Mein Freund war schockiert als, ich ihm sagte, daß ich tatsächlich schwanger war und hatte Angst, daß er das Studium abbrechen müßte, wenn wir das Kind bekämen. Ich habe mich dann entschieden, abzutreiben, obwohl ich trotz aller Argumente für die Abtreibung nicht ganz und gar überzeugt war. Ein Freund, mit dem ich darüber redete, schlug mir vor, das Kind zu bekommen und in eine Pflegefamilie zu geben, aber das hätte ich nicht über mich gebracht.
Bei meinem Hausarzt war ich ziemlich traurig und den Tränen nahe; er sagte mir daraufhin, ich solle ihm kein Theater vorspielen und so tun, als ob mir die Sache leid täte. Ich habe ihm gesagt, daß es mir ganz schön was ausmache, war aber zu betäubt, um mich richtig mit ihm anzulegen.

Der Hausarzt schrieb dann an die Ärztekammer, daß er den Eingriff aufgrund meiner körperlichen Verfassung für nötig erachte und daß zwei Gutachter benannt werden sollten. Ich mußte sehr lange auf Antwort warten, die 12-Wochen-Frist war am Tag des Eingriffs dann auch schon abgelaufen. Ich mußte dann noch zu den zwei Gutachtern – beide Orthopäden. Der erste fragte mich, ob ich mich nicht wegen der Körperbehinderung gleich noch sterilisieren lassen wolle. Ich hatte schreckliche Angst, daß man mich bei dem Eingriff auch sterilisieren würde. Die Frauenärztin beruhigte mich aber und sagte, daß sie das nicht ohne meine Zustimmung dürfe. Ich weiß bis heute nicht, ob bei der Ausschabung nicht ein bißchen mehr als nötig weggeschabt worden ist. Der zweite Gutachter kannte mich schon von früher, er sah mich nur kurz an, kassierte 20 DM und versicherte mir, daß alles klar gehen würde. Zum Schluß der Prozedur des Hin- und Herrennens von Kapazität zu Kapazität mußte ich noch zu einem Gespräch mit einer Mitarbeiterin der Arbeiterwohlfahrt. (Bei den beiden Orthopäden und der Arbeiterwohlfahrtfrau war mein Freund dabei.) Sie war unwahrscheinlich nett und als ich ihr sagte, daß ich im Moment keine Möglichkeit sähe, ein Kind zu haben, später aber gerne eins bekommen würde, war sie ziemlich befremdet, daß bei meinem 'Fall' medizinische statt, wie es eigentlich richtiger gewesen wäre, soziale Indikation angewendet wurde.
Der letzte Termin vor der Ausschabung bei meiner Frauenärztin war sehr unangenehm. Mein Freund war mitgekommen, sie wollte mit ihm allein sprechen. Ich stand draußen und hörte wie die beiden laut miteinander stritten; später erzählte er mir dann, daß sie

auf ihn losgegangen sei und ihn fertigmachen wollte, weil er mir armen Mädchen ein Kind angehängt hatte. Sie machte ihn quasi allein dafür verantwortlich, daß ich schwanger geworden war.
Ich kam dann in eine Frauenklinik, in der die Frauenärztin auch einige Betten hatte. Ich wurde zum OP gerollt, und mir kam eine grün bekleidete, mit Mundschutz und Kopftuch versehene Person entgegen, ihre Schürze war mit Blutspritzern übersät. Ich war furchtbar erschrocken; es stellte sich dann heraus, daß ich meine Ärztin vor mir hatte. Dann weiß ich nur noch, daß ich eine Spritze bekam. Die Frau, die mit mir auf dem Zimmer lag, hatte gerade ein Baby bekommen und lag wegen einer Brustentzündung im Krankenhaus. Sie war sehr unglücklich, daß sie nicht bei ihrem Kind sein und noch nicht einmal ihre Milch für das Kind abpumpen konnte, da diese durch Antibiotika vergiftet war.
Ich habe mir damals keine Gedanken darüber gemacht, daß ich gerade mit dieser Frau auf einem Zimmer lag; heute denke ich, daß es bestimmt kein Zufall war. Es war mir jedenfalls mehr als unangenehm, dauernd von dem Kind zu hören, ich wollte einfach meine Ruhe haben und von Kindern ganz bestimmt nichts hören.

Das Personal des Krankenhauses versah peinlich genau seine Arbeit; das bedeutet, sie sterilisierten regelmäßig die Zimmer und brachten das Essen, manche sagten sogar "Guten Morgen". Daß es bei mir möglich war, eine legale Abtreibung ohne ein Gezeter der Ärzte relativ(?) unkompliziert zu bekommen, lag sicher nicht an meinem netten Gesicht, sondern daran, daß die Ärzte mir "armen Behinderten" helfen wollten. Und helfen bedeutet in meinem Fall: "Kind wegen Rollstuhl abzutreiben".

Medizinische oder soziale Indikation?

Ich bin 23 Jahre alt. Als ich vor 4 Jahren schwanger wurde, war nicht gleich klar, ob ich abtreiben wollte oder nicht.
Mein Freund war zunächst für ein Kind und machte schon Pläne für unsere gemeinsame Zukunft. Doch dann hatte ich doch Angst vor einem Kind; ob ich zusammen mit meiner Behinderung eine solche Belastung tragen könne...

Die Formalitäten waren sehr schnell und fast ohne Probleme erledigt. Um eine soziale Indikation zu bekommen, mußten wir ein Gespräch mit einer Psychologin führen. Ich erzählte ihr, daß ich das Kind nicht bekommen kann, weil ich noch in der Ausbildung und Sozialhilfeempfängerin sei. Sie sagte, daß das mein Entschluß sei und daß es mit meiner Behinderung einfacher wäre, die medizinische Indikation ohne Schwierigkeiten zu bekommen, ansonsten hätte ich noch viele Laufereien vor mir, da ich damit rechnen müßte, daß die Indikation nochmals überprüft werden würde. Ich war erst nicht damit einverstanden, daß meine Behinderung als Grund für meine Abtreibung angegeben wird. Denn ich dachte mir, wenn diese Tatsache, daß ich behindert bin, in der Indikation steht, darf ich keine Kinder mehr haben. Die Psychologin überzeugte mich, daß das mit meiner Behinderung einfacher sei. Darauf entgegnete ich nichts, und meine Behinderung wurde in der Indikation aufgeführt...

Die Reform des § 218 in Gefahr

Eine Hauptforderung der Frauenbewegung ist seit über 100 Jahren die ersatzlose Streichung des Schandparagraphen 218, durch den Frauen und "Mittäter" nach einer Abtreibung strafrechtlich verfolgt werden können.

1975 verabschiedete die SPD-Regierung eine Gesetzesänderung, die Fristenlösung, nach der Abtreibung innerhalb der ersten drei Schwangerschaftsmonate straffrei bleiben sollte. Die CDU-Opposition zweifelte die Verfassungsmäßigkeit dieses Gesetzes an, legte dem Bundesverfassungsgericht den Fall zur Entscheidung vor – und unser höchstes Gericht (das ausschließlich aus Männern besteht) entschied, daß eine Fristenlösung nicht mit dem Grundgesetz vereinbar sei. So wurde uns dann die Mini-Reform, das heutige Indikationsmodell, zugebilligt. Abtreibung wird immer noch unter Strafe gestellt, außer frau kommt in eine der vier folgenden Notlagen (die vom Arzt bescheinigt werden müssen):
a) medizinische Indikation (bei Gefährdung des Lebens der Frau)
b) kriminologische Indikation (nach Vergewaltigung)
c) soziale Indikation
d) embryopathische Indikation (bei Schädigung des Embryos)

Außerdem muß frau sich einer Zwangsberatung in einer Institution aussetzen.

Diese Reform, die unserer Forderung nach Selbstbestimmung über unseren eigenen Körper nicht im entferntesten nahekommt, soll jetzt auch noch verschärft werden. Eine groß angelegte Kampagne aller reaktionären Kräfte in der BRD soll die Reform durch die Hintertür kippen.
Es beginnt damit, daß Frau U. Zöller, Mitarbeiterin der erzreaktionären kath. Wochenzeitung "Bildpost", im August 1981 eine Klage gegen ihre Krankenkasse BEK beim Sozialgericht Dortmund einreicht. Ziel der Klage: U. Zöller will erreichen, daß Abbrüche, die nicht medizinisch indiziert sind, zukünftig nicht mehr aus Bei-

trägen der Krankenkassen bezahlt werden. Sie begründet ihre Klage damit, daß sie nicht länger bereit wäre, durch ihre eigenen Beiträge "grausame Tötungen" zu finanzieren.
Bereits einen Monat später verhandelt die 8. Kammer des Sozialgerichts Dortmund diesen Fall. Die Richter geben Frau Zöller in allen Anklagepunkten recht und leiten die Frage an das Bundesverfassungsgericht zur Prüfung, ob die Krankenkassenfinanzierung von Schwangerschaftsabbrüchen verfassungswidrig sei, weiter.
Die Klage von Frau Zöller ist kein isolierter Angriff auf den reformierten § 218, sondern steht in engem Zusammenhang weiterer Aktionen von rechts.

Im Dezember 1982 bildet sich in Bonn eine interministerielle Kommission mit dem Namen "Schutz des ungeborenen Lebens". Ziel ist die Erarbeitung von Maßnahmen, um der "großen Zahl von Schwangerschaftsabbrüchen wirksam zu begegnen".
Zur gleichen Zeit fordert das Zentralkomitee der Katholiken, daß die Krankenkassen die soziale Indikation nicht länger finanzieren sollen. Außerdem schütten kirchliche und andere Organisationen, die sich unter dem Dachverband "Bewegung für das Leben e.V." zusammengeschlossen haben, massenhaft verleumderisches, inhaltlich falsches Propagandamaterial gegen Abtreibung unters Volk. Es soll eine Anti-Abtreibungsstimmung verbreitet werden.
Die Krankenkassen fordern im Dezember 82 kostendämpfende Maßnahmen. Abtreibung, so die Kassen, falle nicht in das "Ressort" Gesundheit. Ein Vertreter der BEK zu EMMA: Die Krankenkassen hätten diesen Posten längst beseitigt, wenn sie nicht an Gesetze gebunden wären. Sie selbst dürften nicht einmal Klage dagegen führen, das dürfe nur ein Mitglied (EMMA 1/84 S. 36).

Am 10. November 83 legen 52 CDU/CSU Bundestagsabgeordnete der Fraktion einen Gesetzesentwurf vor, der vorsieht, daß sozial indizierte Abtreibungen selbst bezahlt werden müssen.
Ein weiterer Entwurf fordert "flankierende Maßnahmen", um die "finanzielle Situation der werdenden Mütter und ihrer Kinder abzusichern".

Ebenfalls im November 83 stellt Familienminister Heiner Geißler dann seine "flankierenden Maßnahmen" vor. Die Bundesstiftung "Mutter und Kind". Diese Stiftung vergibt über die § 218-Beratungsstellen Geld an Frauen, die sich trotz Notlage von einer Ab-

treibung abhalten lassen. Hier wird finanzielle Not nur kurzfristig gemildert, während gleichzeitig Mittel für den Sozialhaushalt und das Mutterschaftsgeld drastisch gekürzt werden. Frauen sollen sich wieder für Kinder entscheiden, Haushalt und Mann versorgen, nicht berufstätig sein und sich finanziell abhängig machen, weil so der Arbeitsmarkt entlastet werden soll.

Der CDU-Abgeordnete Norbert Blüm untermauert diesen Trend auch noch ideologisch, indem er in seinem Pamphlet "Die sanfte Macht der Familie" scheinbar beweist, daß es biologische Wesensunterschiede zwischen Mann und Frau gibt, die eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung (Frau = Haushalt und Kinder – Mann = Beruf und Politik) rechtfertigt.

Im Herbst 1984 wird die Klage aus formaljuristischen Gründen vom Bundesverfassungsgericht abgelehnt, womit für die Abtreibungsgegner die Frage der Krankenkassenfinanzierung bei sozialer Indikation jedoch längst nicht vom Tisch ist.
Im Januar 1985 kündigt die CSU an, noch in diesem Sommer über die CDU/CSU-Bundestagsfraktion eine Verfassungsklage gegen die Abtreibung auf Krankenschein durchzusetzen. Hierzu benötigt die CSU nur die Einwilligung von einem Drittel der Mitglieder des Bundestages. Es ist zu befürchten, daß es keine große Schwierigkeit sein wird, diese benötigten Unterschriften zu bekommen.
Wie das BVG bei einer erneuten Klage , wo es um Inhalte und nicht um formaljuristische Argumente geht, entscheiden würde, brauchen wir nicht lange zu vermuten. Warum sollte es sich gegen die Forderung von Krankenkassen, Regierung und Kirche stellen? Außerdem hat es schon bei der Fristenlösung gegen uns Frauen gestimmt.
Sollte eine erneute Klage also "Erfolg" haben, wird der § 218 wieder zum Klassenparagraphen. Wohlhabende Frauen können weiterhin problemlos abtreiben, da sie das nötige "Kleingeld" dafür besitzen. Arme Frauen dagegen – und von denen gibt es in der BRD inzwischen durch die steigende Arbeitslosigkeit und Sozialkürzungen sehr viele – müssen ihre Gesundheit aufs Spiel setzen, indem sie zu billigen Kurpfuschern gehen, oder sie kriegen Kinder. Wie historische Zahlen zeigen, werden Abtreibungen immer durchgeführt, egal wie restriktiv die Gesetzgebung ist. Es wird also nicht weniger Abtreibungen geben, sondern mehr Frauen, die ihre Gesundheit ruinieren.

Wie würde sich eine derartige Verschärfung des § 218 auf uns Krüppelfrauen auswirken?

Für uns Krüppelfrauen war es noch nie sehr schwer, eine Abtreibung genehmigt zu bekommen, denn viele Frauenärzte (und nicht nur die) können sich nicht vorstellen, wie wir Kinder kriegen und großziehen sollen. Außerdem könnten Kinder von uns vielleicht auch behindert sein; so etwas ist der Gesellschaft nicht zuzumuten. Also stellen die Ärzte uns behinderten Frauen medizinische Indikationen aus.

Aber gerade bei Krüppelfrauen sind es oft soziale Gründe, aus denen sie sich keine Kinder leisten können. Denn bekanntlich ist die höchste Arbeitslosenquote bei uns zu finden, die meisten von uns leben von der Sozialhilfe, mit der frau kaum ihr Existenzminimum sichern kann. Ein Kind kann frau davon schon gar nicht ernähren.

Ich finde es wichtig, beim Arzt im Falle einer Abtreibung eine soziale statt einen medizinischen Indikation zu verlangen, um nicht länger als Neutrum behandelt und auf meine Behinderung reduziert zu werden. Denn auch Krüppelfrau trifft ihre Entscheidung in erster Linie als Frau und nicht als Rollstuhl.

Wenn Krankenkassen in Zukunft keine sozial indizierten Abbrüche mehr finanzieren müßten, werden Abbrüche sehr teuer werden,und jede Frau wird froh sein, wenn sie die Möglichkeit hat,eine medizinische Indikation vom Arzt zu bekommen, denn vielleicht rettet diese sie vor einem billigen Kurpfuscher. So gesehen geht es uns besser als den nichtbehinderten Frauen, denn es ist nicht schwer für uns, vor den Ärzten medizinische Abtreibungsgründe zu finden. Wir werden also wahrscheinlich auch weiterhin nicht selbst unsere Abbrüche finanzieren müssen.
Nur bleiben wir auch weiterhin in unserer Rolle als sexuelles Neutrum, ja müssen uns selbst vor den Ärzten auf unsere Behinderung reduzieren.

Wir Krüppelfrauen und der § 218

Wenn wir Krüppelfrauen uns mit dem Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches auseinandersetzen, so begeben wir uns damit in ein Konfliktfeld.

Zum einen kämpfen wir für das Selbstbestimmungsrecht der Frau und gegen die neueren Angriffe auf die "Reform" des Paragraphen, zum anderen sehen wir in der embryopathischen Indikation eine Diskriminierung von Krüppeln.
Das klingt zunächst einmal widersprüchlich: Sollte das Selbstbestimmungsrecht der Frau dort aufhören, wo mit Wahrscheinlichkeit ein behindertes Kind erwartet wird? Und dies vor dem Hintergrund, daß wir uns bisher immer aufs heftigste dagegen gewehrt haben, die Beweggründe abtreibender Frauen zu hinterfragen? (Erinnert sei an das berühmte Beispiel, das von rechts immer angeführt wird: die Frau, die nur abtreibt, weil sie die geplante Mallorca-Reise nicht verschieben will.)
Eine eindeutige Antwort auf die o.g. Frage liegt nicht vor, jedenfalls können wir sie heute nicht nur mit ja oder nein beantworten, was nicht zuletzt daran liegt, daß es weder innerhalb der Frauenbewegung noch innerhalb der Krüppel/innen-Bewegung eine kritische Diskussion hierzu gegeben hat.
Darf frau diese bislang fehlende Diskussion überhaupt aufgreifen, angesichts der derzeitigen Angriffe von rechts, wie im vorangegangenen Bericht beschrieben? In der Tat erscheint es geradezu widersinnig, eine kritische Diskussion um eine der vier Indikationen entzünden zu wollen, wenn es gleichzeitig darum geht, "in der gegenwärtigen Bedrohung (...) die Möglichkeiten, die wir bereits haben, kräftig zu verteidigen und auszubauen (...)" (1).

Erst recht stellt sich diese Frage, bedenkt frau, daß bislang nur die reaktionäre, klerikale Ecke die embryopathische Indikation mit ihrer "Bewegung für das Leben" aufgegriffen hat und wir uns schwer in Acht nehmen müssen, wollen wir nicht Wasser auf deren Mühlen kippen oder gar mit denen in einen Topf geworfen wer-

den. Deshalb sei bereits an dieser Stelle ausdrücklich gesagt, daß es uns nicht darum geht, Frauen, die aufgrund einer Schädigung des Embryos abtreiben, anzuklagen.
Dennoch erscheint es uns wichtig, das Thema "embryopathische Indikation" aufzugreifen, weil sich neben dem Angriff auf die "Reform" des § 218 noch eine weitere Bedrohung bemerkbar macht. Eine Bedrohung, die grob mit Aldous Huxleys "Schöne neue Welt" umrissen werden kann, zu der die Schaffung des leistungsstarken Menschen auf der einen Seite und die Dezimierung sogenannter Risikokinder (sprich Krüppelkinder) auf der anderen Seite gehört.

Doch zunächst einmal zur embryopathischen Indikation selbst und zu ihrem Entstehungshintergrund:
Die embryopathische Indikation besagt, daß der Schwangerschaftsabbruch nicht nach § 218 strafbar ist, wenn "dringende Gründe für die Annahme sprechen, daß das Kind infolge einer Erbanlage oder schädlicher Einflüsse vor der Geburt an einer nicht behebbaren Schädigung seines Gesundheitszustandes leiden würde, die so schwer wiegt, daß von der Schwangeren die Fortsetzung der Schwangerschaft nicht verlangt werden kann." (2)

Im Unterschied zu den anderen drei Indikationen zeichnet sich die embryopathische Indikation dadurch aus, daß auf eine individuelle Eigenschaft des zu erwartenden Kindes abgestellt wird: auf die "nicht behebbare" Behinderung.
Dies bedeutet nach den einschlägigen Strafrechtskommentaren:
"Nicht behebbar ist eine Schädigung, wenn nach ärztlicher Erkenntnis keine Aussicht besteht, daß sie im Laufe der Zeit von selbst verschwindet oder durch ärztliche Behandlung oder andere Mittel ausgeheilt werden kann." (3)
Der gefährlichen Nähe einer derartigen Indikation zur Disqualifizierung behinderten Lebens im nationalsozialistischen Sinne waren sich Gesetzgeber und Strafrechtler bei der Diskussion um diese Indikation wohl bewußt, weshalb in den Strafrechtskommentaren jeweils ausdrücklich betont wird, daß es bei der embryopathischen Indikation nicht darum ginge, behindertes Leben geringer einzuschätzen, daß es allein um die Frage der Zumutbarkeit für die Frau ginge.
Die Protokolle des "Sonderausschusses für die Strafrechtsreform" und die Stellungnahmen namhafter Juristen zur Zeit der Debatte

um die "Reform des § 218" vermitteln jedoch ein anderes Bild. Schaut frau sich diese im Hinblick auf das sich darin abzeichnende Bild von Behinderten an, so entlarvt sich diese Argumentation der Zumutbarkeit für die Frau als vorgeschobenes Lippenbekenntnis.
So beschreibt Jürgen Baumann (Koryphäe auf dem Gebiet des Strafrechts und ehemaliger Hamburger Justizminister) den Begriff des Menschen gemäß § 1 BGB, der lautet:
"Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit seiner Geburt" folgendermaßen: "Mensch in diesem Sinne ist also auch das (horribile dictu) menschliche Monstren, der Kretin, der Mensch, der als solcher kaum noch erkannt werden kann und als gallertartige Masse etwa in den Anstalten von Bethel gepflegt wird."(4)

Wenn sich auch die Abgeordneten des parlamentarischen Sonderausschusses darin einig waren, daß eine Frau, die aus Gründen der Selbstbestimmung abtreibt, schwer zu bestrafen sei, so waren sie sich nahezu ebensosehr darin einig, daß das Strafrecht kein Mittel sein könne, "eine Frau dazu zu zwingen, ein mißgebildetes Kind zur Welt zu bringen" (5).
Denn hier handele es sich um "Schäden (...), die mit sozialen Maßnahmen nicht abgewendet werden können" (6). Nur da "wo übrigens eine Heilung oder durchgreifende Linderung des Erbleidens möglich ist" (7), wollte man die Frau wieder zur Austragung zwingen. Ansonsten aber sollte es Frauen nicht zugemutet werden, "Kretins" oder "Monstren" zur Welt zu bringen.

Daß es den Herren bei dieser Argumentation oftmals weniger auf die soziale Situation der Frau, als auf den Wert des zu erwartenden Lebens ankam, zeigt der Vergleich mit der Sorge des Prof. Dr. C. Roxin um die "unehelichen Kinder". Zur Zeit seines Beitrags, 1971, war die gesellschaftliche Situation lediger Mütter nämlich wesentlich schlechter als heute. Uneheliche Kinder waren nahezu rechtlos, und ihre Mütter wurden ob ihrer Schamlosigkeit verachtet und diskriminiert. Vor diesem Hintergrund schrieb Roxin:
"Vor allem uneheliche Kinder würden kaum noch geboren werden, wenn die Abtreibung schlechthin erlaubt wäre (damit ist die Fristenlösung gemeint, d. Verf.). Wenn man bedenkt, wieviele geniale und auf allen Lebensgebieten bedeutende Menschen unehelicher Abstammung waren und sind, wird man leicht ermessen, welchen Schaden das für die Volksgesamtheit bedeuten würde. Und ferner: Wenn eine ledige Frau überhaupt noch einmal den Mut aufbrächte,

das Kind zur Welt zu bringen, müßte sie mit so viel Unverständnis rechnen, daß die grundgesetzlich gebotene Gleichstellung der unehelichen Kinder dadurch in der Realität ernstlich behindert würde." (8)
Deshalb stimmte er für die Indikationsregelung, in der die Erwartung eines unehelichen Kindes keine Indikation darstellt, die Erwartung eines behinderten Kindes hingegen (wegen der Unzumutbarkeit für die Mutter) schon. Die Tendenz war unmißverständlich: Behinderung bedeutet Leid, unabänderlichen Schaden und keinen Nutzen für die "Volksgesamtheit".
Im Sonderausschuß konnte das so dezidiert nicht ausgesprochen werden, und es bedurfte einiger Anstrengung, die Indikation zu begründen: "Die Schwierigkeit, die sich bei der genetischen Indikation (= heute embryopathische Indikation, Anm.d.Verf.) stellt, betrifft die Begründung der Indikation. Wahrscheinlich wird man im Kontext einer sozialethischen Argumentation (...) die genetische Indikation nur damit begründen können, daß den Eltern Konflikte erspart werden sollen, die über ihre Kräfte gehen." (9)

Im Jahre 1962 hingegen hatte man weniger Probleme, zu drucken, was zu diesem Thema in nichtbehinderten Köpfen vorging.
Zur Zeit des Contergan-Skandals, als tausende Krüppelkinder geboren wurden, bezog die Frankfurter Rundschau Stellung. "Schwer zu entscheiden" lautete die Überschrift über ein Plädoyer für Abtreibung aus embryopathischen Gründen. Nicht am Abtreibungsverbot selbst wollte man rütteln (damals existierte nur die medizinische Indikation), nur dieses eine Mal sollte eine Ausnahme gemacht werden. Denn es gehe "um eine unbestimmte, aber wohl nicht allzu hohe Zahl von Individuen, die als Menschen zu bezeichnen Beschönigung wäre (...) Säuglinge ohne Arm und Bein, (...) Babies mit seelenlosem Blick und abwesendem Geist (...) Individuen, die von Menschen abstammen, selber aber mit Menschen kaum noch etwas gemein haben. Wir ersparen unseren Lesern diese Photographien, sie gehören nicht in eine Tageszeitung, sie gehören allein in medizinische Fachpublikationen." (10) Die Sprache hat sich im Laufe der Jahre verändert, die Haltung nicht.

Während sich an der Aussonderung und Diskriminierung Behinderter gesellschaftlich kaum etwas verändert hat, die Tendenz sogar in Richtung Verschärfung geht, zeichnet sich auf dem Gebiet der Früherkennung vorgeburtlicher Schädigungen ein enormer medizi-

nischer Fortschritt ab.
In der Universitätsfrauenklinik Bonn, wo man "neben den großen Zentren in San Francisco und King's College in London über die größten Erfahrungen mit der Ultraschalldiagnostik verfügt", (11) hat man sich, wie die meisten anderen Zentren für Gynäkologie und Geburtshilfe, "auf die Erkennung von Mißbildung spezialisiert" (12). Die dort in den letzten Jahren "gesammelten Erfahrungen haben ergeben, daß immerhin bei 88 Prozent der mit Ultraschall festgestellten Anomalien diese später als richtig bestätigt wurden." (13)
Mit den dortigen "leistungsfähigen Ultraschallgeräten kann (...) die Entfaltung der wichtigsten Organsysteme, etwa des Hirns, des Herzens oder der Bauchorgane verfolgt werden. Auch die Stellung und Beweglichkeit der Extremitäten von Händen und Füßen lassen sich so genau ermitteln, daß fast immer zuverlässige Angaben über ihre Form und Funktion möglich sind." (14)
Allerdings, so wird kritisch angemerkt, sei das Problem der zu späten Erkennung vorgeburtlicher Mißbildungen noch nicht hundertprozentig gelöst. So "konnten 57 Prozent der Mißbildungen erst nach der 24. Woche ermittelt werden. Dies bedeutet, daß bislang nur gut ein Drittel der Fälle innerhalb der durch den Paragraphen 218 vorgegebenen Zeitgrenze für einen legalen Abbruch der Schwangerschaft entdeckt wird". Die Zahl "früher Diagnosen" nimmt jedoch laut Prof. Dr. Hansmann (Uniklinik Bonn) "stetig zu und dürfte bald 50 Prozent erreichen". (15)
Ähnliche "Erfolge" werden von den 33 bundesdeutschen Instituten gemeldet, die Fruchtwasseruntersuchungen zur Früherkennung von Erbschäden durchführen.
In diesen Erkennungsdienststellen für Mißbildungen bedeutet Früherkennung heute Frühverhinderung.
Längst geht es nicht mehr "nur" um die Früherkennung "schwerster Mißbildungen", jede Abweichung vom Normfötus wird registriert, so daß es fast schon als Unachtsamkeit bezeichnet werden muß, wenn Krüppelkinder heute noch geboren werden.
Mit dem Selbstbestimmungsrecht der Frau hat diese Entwicklung wenig zu tun:
"Wenn wir eine genetische Erkrankung diagnostizieren, raten wir der Mutter stets zur Unterbrechung der Schwangerschaft, um ihr die Möglichkeit zu geben, eine neue Schwangerschaft zu beginnen (...), und wenn es in einzelnen Fällen notwendig ist, führen wir die Mutter in eine Abteilung unseres Krankenhauses, wo sie mongo-

loide, geistig zurückgebliebene Kinder und solche mit genetisch bedingten Abnormitäten sehen kann." (16)

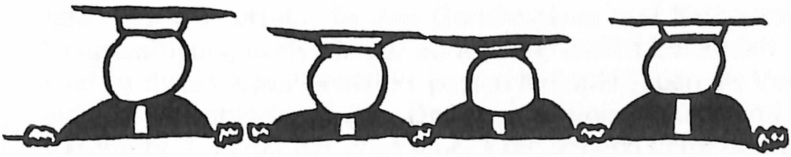
Wo die Abwertung behinderten Lebens nicht direkt von den Ärzten kommt, geschieht sie in der Öffentlichkeit. So ist seit zwei Jahren wieder verstärkt in der Presse zu lesen, daß behindertes Leben "trostlos" ist. Meldungen über Prozesse zur Frage, ob behinderte Säuglinge am Leben gehalten werden "müssen", oder ob sie nicht "liegengelassen" werden sollen, sind keine Seltenheit in der "Aus aller Welt"-Rubrik mehr.
Wir sind weit davon entfernt, diese Fälle der Sterbe*hilfe* mit der embryopathischen Indikation zu vergleichen. Es soll hier lediglich ein Klima dargestellt werden, welches sich in der BRD verstärkt auszubreiten beginnt.
Ausdruck dieses Klimas sind vor allen Dingen auch die gegenwärtigen Toptechnologien wie Genmanipulation, Samenbänke und Retortenbabyproduktion. Hierbei geht es letztendlich um die Produktion des leistungsstarken Menschen, und dabei stören "Mißgeburten" erheblich.
Die zunehmende Aussonderung von in der BRD lebenden Krüppeln, die sozialen Kürzungen, die Debatte über den angeblichen "Mißbrauch" von Sozialleistungen sind ein weiterer Ausdruck dieses Klimas.
Der Zug ist abgefahren in Richtung Anpassung des Menschen an die Umwelt und nicht umgekehrt.
Was ist nun vor diesem Hintergrund die richtige, d.h. feministisch-krüppelbewußte Forderung?

Diese Forderung lautet nach wie vor: Ersatzlose Streichung des § 218, jede Frau muß selbst entscheiden dürfen, ob, wann und unter welchen Umständen sie ein Kind will.
Damit ist das oben skizzierte Problem natürlich nicht vom Tisch, denn eine ersatzlose Streichung des § 218 bewirkt noch keine Veränderung in der Früherkennungsmedizin und wird weder Sondereinrichtungen abschaffen noch wird sie uns bessere Sozialleistungen bringen.
Allerdings wäre mit der Streichung des § 218 Behinderung rechtlich nicht mehr als Lebenstatbestand normiert, den es zu verhindern gilt.
"Aber eine Behinderung ist doch nichts wünschenswertes", wurde uns in den Gesprächen, die wir zu diesem Thema geführt haben,

oftmals entgegengehalten.
Natürlich geht es nicht um die Produktion von Krüppelkindern; genauso unsinnig wäre es anzunehmen, wir hätten nichts gegen vorgeburtliche Schädigung durch die Pharmaindustrie oder Umweltbedingungen.

Daß die Geburt eines behinderten Kindes große Probleme für die Eltern, insbesondere für die Mütter mit sich bringt, soll bei dieser Debatte nicht außen vor gelassen werden. Nicht zufällig nimmt dieses Thema ein Kapitel dieses Buches ein. Wir wehren uns allerdings dagegen, wenn die Ursache dieser Probleme in der "unabänderlichen" Behinderung gesehen wird. Die Unterdrückung, Diskriminierung und Aussonderung Behinderter mit der Behinderung selbst zu erklären, grenzt schon an Zynismus.

VERGEWALTIGUNG



§ 177.

Vergewaltigung. (1) Wer eine Frau mit Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib oder Leben zum außerehelichen Beischlaf mit ihm oder einem Dritten nötigt, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter zwei Jahren bestraft.

(2) In minder schweren Fällen ist die Strafe Freiheitsstrafe von sechs Monaten bis zu fünf Jahren.

(3) Verursacht der Täter durch die Tat leichtfertig den Tod des Opfers, so ist die Strafe Freiheitsstrafe nicht unter fünf Jahren.

Vergewaltigung

... ein Verbrechen, das in der BRD alle vier Minuten geschieht, das uns Frauen ständig und überall bedroht.
Daß auch Krüppelfrauen hiervon betroffen sind, paßt eigentlich nicht in das gängige (gesellschaftliche) Bild von Vergewaltigungsopfern.
Als das Thema vor zwei Jahren in der Presse "in" war, ausgelöst durch Aktionen der Frauenbewegung und durch Frauenfilme wie etwa "Der Schrei aus der Stille", präsentierte der STERN als Titelfoto Vergewaltigungsopfer in voyeuristischer Aufmachung: Junge, sexy Frauen, mit zerrissener Bluse und zu kurzem Rock. Der darin enthaltene Grundgedanke ist klar: Frau ist selbst schuld, wenn sie sich auch so kleidet; mann kann bei derartigen Anblicken nicht anders... die Frauen wissen das und wollen es auch so; ergo: Vergewaltigung ist eine -- wenn auch unschöne — Form der Sexualität.

An dieser Vorstellung von Vergewaltigung konnte die Frauenbewegung mit ihren öffentlichkeitswirksamen Aktionen nur in begrenztem Ausmaß rütteln. In den Gerichtssälen und Kripoetagen wird Vergewaltigung nach wie vor als Kavaliersdelikt behandelt.
Und in dieses Kavaliersdelikt passen Krüppelfrauen als Vergewaltigungsopfer schlecht hinein. Denn wir Krüppelfrauen sind in dieser Gesellschaft, in der der Wert einer Frau danach bemessen wird, wie gut sie als Sexualobjekt funktioniert, geschlechtslose Wesen, Gebrauchs- und Tauschwert gleich Null. Entsprechend sind auch die Reaktionen auf Strafanzeigen von behinderten Frauen: Es wird ihr nicht geglaubt, denn "wer will denn so eine schon?"
Daß es überhaupt in den letzten Jahren vereinzelt zu Anzeigen und Prozessen wegen Vergewaltigung von behinderten Frauen kam, ist fast ein Wunder, denn in den seltensten Fällen gibt es Personen, denen sich die betroffene Frau anvertrauen kann, erst recht nicht wenn sie im Heim oder einer ähnlichen Einrichtung lebt; Orte an denen vermutlich die meisten Vergewaltigungen an Krüppelfrauen geschehen, die jedoch,solange diese Anstalten existieren, kaum an die Öffentlichkeit dringen werden.

Die Perspektive für vergewaltigte behinderte Frauen in Heimen heißt Verachtung und Sanktionen seitens der Heimleitung, und die hat es einfach, denn wer im Heim lebt,kann nicht woanders unterkommen, da das Heim sowieso schon der letzte Ausweg ist.
Da Krüppelfrauen sich meistens noch schlechter gegen den Vergewaltiger wehren können und da ihnen meistens bei einer Strafanzeige nicht geglaubt wird, sind sie "sichere" Vergewaltigungsopfer. Der Vergewaltiger braucht sich vor strafrechtlicher Verfolgung nicht zu fürchten.

Die gesellschaftliche Diskriminierung behinderter Frauen zeigt sich beim Thema Vergewaltigung von ihrer krassesten Seite. Die Verachtung und Demütigung durch die Vergewaltigung erlebt Krüppelfrau gleich doppelt: als Frau und als Krüppelin. Der folgende Bericht zeigt die Situation behinderter Frauen im Gerichtssaal auf. Das Ergebnis ist deprimierend, und daran wird sich vermutlich solange nichts gravierend ändern, wie das Schweigen über Vergewaltigung behinderter Frauen nicht gebrochen und solange Vergewaltigung als Kavaliersdelikt behandelt wird.

So aussichtslos und deprimierend die Situation momentan ist, so wichtig ist es deshalb, daß vergewaltigte behinderte Frauen anfangen, sich zu wehren, indem sie Prozesse führen oder auf andere Weise Öffentlichkeit herstellen.

"Es ist nicht zu verkennen, daß, wäre die Zeugin Anna S. (Name geändert) nicht sprachbehindert, das Urteil vielleicht anders gelautet hätte. So aber konnten nicht alle Zweifel ausgeräumt werden."

Das Urteil der 26. Strafkammer des Landgerichts Frankfurt, mit dem nach dreitägiger Verhandlungsdauer ein Prozeß wegen versuchter Vergewaltigung und sexueller Nötigung zu Ende ging, lautete auf Freispruch für den Angeklagten.
Die Chancen für Anna, eine Verurteilung ihres Vergewaltigers zu erreichen, waren von Anfang an gering.
Obwohl sie auf schmerzhafte Weise vergewaltigt worden war, hatte rein juristisch gesehen keine vollendete Vergewaltigung stattgefunden, denn Annas Vergewaltiger hatte es "nur" geschafft, sie anal zu penetrieren. Anale Penetration zählt aber nach dem Strafgesetzbuch nicht als Vergewaltigung, sondern als sexuelle Nötigung, deren Strafmaß geringer ist.
Daß Anna ihren Vergewaltiger kannte, wurde ihr – wie üblich in Vergewaltigungsprozessen – zum Verhängnis; denn ist der Täter ein Bekannter der Frau, wird sogleich vermutet, daß die Frau "doch wollte". Nicht mehr der Tathergang, sondern die Glaubwürdigkeit der Frau, ist dann Gegenstand des gerichtlichen Erkenntnisverfahrens. Diese wird in den meisten Vergewaltigungsprozessen angezweifelt; für Krüppelfrauen gilt dies erst recht, da die Glaubwürdigkeit einer behinderten Frau von vorneherein als geringer eingeschätzt wird.
Die Behinderung und die damit verbundene physische und/oder psychische Schwierigkeit, sich "richtig" im Sinne des Strafgesetzbuches zu verhalten, führt zur "Verurteilung" der Frau und zum Freispruch für den Vergewaltiger.
Dem wichtigsten Prinzip der Strafprozeßordnung, der "Mündlichkeit des Verfahrens" konnte Anna, da sie nicht sprechen kann, nicht "gerecht werden". Das Gericht war ebenso bemüht wie unfähig, andere Wege zu finden, um mit Anna in Kommunikation zu treten. So wurde zu ihrer Vernehmung ein Taubstummendolmet-

scher bestellt, dessen Anwesenheit für Anna völlig sinnlos war, da sie erstens zwar nicht sprechen, aber sehr wohl hören kann und sie zweitens nicht in Taubstummensprache spricht, sondern aufschreibt, was sie zu sagen hat. Das störte das Gericht jedoch keineswegs, der Taubstummendolmetscher blieb, übersetzte beharrlich die Fragen an Anna in Taubstummensprache und las dann die geschriebene Antwort von ihr vor.

Da der Tatbestand der Vergewaltigung voraussetzt, daß die Frau "nein" sagt und sich wehrt, mußte Anna dem Gericht beweisen, daß ihr Verhalten ihrem Vergewaltiger keine Anhaltspunkte gegeben hatte, irrtümlich anzunehmen, sie wolle mit ihm Geschlechtsverkehr.
Das Attest ihres Hausarztes, der die verbliebenen Kratzer und blauen Flecken für eindeutige Spuren von Gewaltanwendung bei Vergewaltigung erklärte, überzeugte das Gericht nicht. Die Gerichtsmedizinerin hatte nämlich – ohne die Verletzungen gesehen zu haben – das Attest entkräftet, indem sie aus der notwendigen Schlußfolgerung des Arztes eine Kann-Schlußfolgerung machte. Daß der Vergewaltiger gegen Anna aufgrund ihrer spastischen Lähmung nicht viel Gewalt anwenden mußte, zählte nicht.
Wäre Anna halb totgeschlagen worden, hätte das Gericht ihr vielleicht geglaubt, so aber hatte sie kaum Chancen, das Vorurteil gegen sie auszuräumen. Gegen sie sprach nämlich, aus gerichtlicher Sicht, daß sie ihrem Vergewaltiger (X) die Wohnungstür geöffnet hatte, nachdem er betrunken vor ihrer Wohnungstür so laut Krach geschlagen hatte, daß ihr der Lärm ihren Nachbarn gegenüber peinlich wurde.

Anna lebte zu diesem Zeitpunkt gerade seit einem Jahr in einer eigenen Wohnung in einem Hochhaus des sozialen Wohnungsbaus. Vorher hatte sie viele Jahre im Heim gelebt, aus dem sie nur unter größter Anstrengung und mit der Unterstützung von Bekannten herausgekommen war. Seitdem war ihr Hauptinteresse, möglichst nicht unangenehm aufzufallen, aus Angst, wieder ins Heim gesteckt zu werden. Der einzige Nachbar, zu dem sie Kontakt hatte, war an diesem Tag nicht zu Hause, die anderen Mietparteien, wußten noch nicht einmal, daß sie nicht sprechen kann.
Weil sie X nichts zurufen konnte, öffnete sie die Tür, um ihn durch Gesten zum Fortgehen zu bewegen. Schon einmal war es ihr gelungen, ihn auf diese Weise loszuwerden; dieses Mal schaffte sie es

nicht.
Die Richter überzeugte diese Begründung nicht. Für sie war es bereits unglaubhaft, daß X, ohne daß Anna den Türdrücker betätigt hatte, durch die Haustür gelangen konnte. Für das ständige Kommen und Gehen und die Anonymität in Sozialwohnungsbaublökken, fehlte es ihnen an Lebenserfahrung.
Plausibler erschien ihnen daher die Aussage des X. Der behauptete nämlich, Anna habe ihm per Knopfdruck die Haustür geöffnet, und als er ihre Wohnung betreten hätte, hätte Anna sich auf *ihn* gestürzt, um ihn dazu zu bewegen, mit ihr ins Bett zu gehen. Nur daher kämen auch die blauen Flecken und die Kratzer. Schließlich habe er sich ja wehren müssen, denn Anna sei "die letzte Frau, mit der er ins Bett gehen würde". Diese Version paßte da schon eher in das Behindertenbild in den Köpfen der Richter.

Kein klassisches Vorurteil gegenüber Behinderten wurde in diesem Prozeß ausgelassen. So auch die Vorstellung nicht, daß Spastiker gleichzeitig geistigbehindert seien. Bekannte von Anna, die als Zeugen auftraten, wurden daher eingehend zu Annas Geisteszustand befragt.
Als eine Zeugin nicht verstehen wollte, was mit dieser Frage gemeint sei, brachte der Staatsanwalt die Frage auf den Punkt:
"Na is' se g'scheit oder dumm?"
"Gescheit natürlich", sagte diese und andere Zeugen, was jedoch wiederum zu Annas Ungunsten ausgelegt wurde, denn dann, so das Gericht, sei es leichtsinnig gewesen, dem Täter noch um 21.00 Uhr die Wohnungstür zu öffnen.
Das weiß frau doch, wenn sie "g'scheit" ist...
Annas Angst, wieder ins Heim zu müssen, und ihr damit verbundenes Interesse, möglichst angepaßt zu leben, konnten diese Nichtbehinderten in Talaren nicht nachvollziehen. Da spielte es auch keine Rolle, daß Anna schon einmal erlebt hatte, wie X im betrunkenen Zustand bei einer Bekannten die Tür eingetreten hatte.

Auch das Gedächtnisprotokoll, das Anna zusammen mit einer Freundin erstellt hatte und das die Kripo dankbar unverändert als Vernehmungsprotokoll übernommen hatte, war dem Gericht nicht beweiskräftig genug. Denn da die Freundin ihrerseits einmal vergewaltigt worden war, konnte nach Ansicht des Gerichts nicht mehr festgestellt werden, inwieweit Anna unter dem Einfluß der Erlebnisse der Freundin gestanden habe.

"Frei von Einflüssen", so das Gericht, sollte Anna das Erlebte selbst noch einmal im Gerichtssaal zu Papier bringen.
Für Anna bedeutete das eine ungeheure Anstrengung, da sie aufgrund ihrer spastischen Lähmung nur mit der linken Hand sehr langsam schreiben kann. Unterbrochen von Weinkrämpfen brachte Anna den wesentlichen Teil ihrer Vergewaltigung in sieben Stunden zu Papier. Jeder fertiggeschriebene Satz wurde einzeln vom Taubstummendolmetscher verlesen.
Im Anschluß an diese siebenstündige Tortur, wurde Anna noch weitere 1 1/2 Stunden vernommen. Daran, daß sie sich hierbei in einem unwesentlichen Punkt widersprach, was sie am nächsten Verhandlungstag damit begründete, daß sie so fertig gewesen sei, machte das Gericht seine Zweifel an ihrer Glaubwürdigkeit fest.

Einen wesentlichen Beitrag zum Urteilsspruch leistete schließlich auch das Gutachten der Gerichtspsychologin über Annas Persönlichkeit. Annas Glaubwürdigkeit könne "mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht positiv festgestellt werden", so das Ergebnis des Gutachtens.
Da Anna während des Tests, der mit ihr durchgeführt worden war, nicht habe spontan antworten können, habe sie nicht feststellen können, ob diese lüge, begründete die Psychologin, die auch gleich ausführte, welches Motiv Anna gehabt haben könnte, zu lügen: nämlich ihr Freund, der von einem eventuellen sexuellen Verhältnis zwischen Anna und dem Angeklagten nichts habe erfahren sollen.
Im Gedächtnisprotokoll als auch in der geschriebenen Aussage im Gerichtssaal, fehle es an der "Beschreibung der Interaktion", woraus sich ebenfalls Zweifel an Annas Glaubwürdigkeit herleiten liessen.
Schließlich war es dem wachsamen Psychologinnenauge auch nicht entgangen, daß Anna während des Prozesses für die Beantwortung der Fragen, die mit dem Tathergang im Zusammenhang standen, jeweils mehr Zeit brauchte, als für die Beantwortung der Fragen, die nicht damit zusammenhingen...

Der Staatsanwalt zog daraus die juristische Konsequenz: Es sei "nicht mit letzter Sicherheit auszuschließen, daß sie es nicht doch gewollt hat". Denn "in dem Dschungel von Lust und Gewalt" sei die Wahrheit schwer zu ermitteln.

STERILISATION

Während kinderlose nichtbehinderte Frauen unter 32 Jahren darum kämpfen müssen, eine Sterilisation durchführen zu lassen, wird uns diese Verhütungsmethode als selbstverständlich vorgestellt.

Die Vorstellung, daß Behinderte sterilisiert werden müssen, hat eine lange Tradition, die im Nationalsozialismus ihre grausamsten Formen fand. Auch heute wird es weder als wünschenswert noch als möglich betrachtet, daß behinderte Frauen Kinder kriegen. Schon im Kapitel über den § 218 haben wir dargestellt, daß uns noch nicht einmal der Wunsch nach einem Kind zugestanden wird.

Der Wert einer Frau in unserer Gesellschaft wird ganz wesentlich nach ihrer Fortpflanzungsfähigkeit bestimmt. (So gilt z.B. eine Frau nach einer Totaloperation amtlich als 50 % schwerbehindert.)

Selbst wenn wir diese Ideologie ablehnen, so ist die Entscheidung für eine Sterilisation doch nicht einfach, denn in allen anderen Bereichen, wie Beruf, Sexualität und Partnerschaft gelten wir als Neutrum, das Frausein wird uns abgesprochen.
Vor diesem Hintergrund bedeutet Sterilisation für uns Krüppelfrauen, dem Stigma "Neutrum" neue Nahrung zu geben. Auch für nichtbehinderte Frauen bedeutet Sterilisation, ein Stück weit die Anerkennung als Frau zu verlieren. Die Auseinandersetzung mit Sterilisation umfaßt daher für uns nicht nur die Frage: Kind, ja oder nein, sondern beinhaltet auch die Gefahr, den gängigen Vorurteilen noch mehr ausgesetzt zu sein.
Kommen wir mit diesen Konflikten zum Arzt, so reagiert dieser mit Erstaunen, denn bei ihm liegen wir sowieso nur als Neutrum auf dem gynäkologischen Stuhl.

Dies stellen wir anhand der beiden folgenden Erfahrungsberichte dar.
Im Anschluß daran beschäftigen wir uns mit der Zwangssterilisation bei geistig behinderten Frauen/Mädchen.

Einfach so

Ein Kind, ja oder nein? Diese Frage stelle ich mir, wenn ich darüber nachdenke, ob ich mich sterilisieren lassen soll.
Der Wunsch nach einem Kind ist bei mir genauso stark wie mein Bedürfnis, solange wie möglich von fremder Hilfe unabhängig zu sein. Aufgrund meiner Behinderung wäre ich bei der Pflege eines Babys ständig auf Hilfe angewiesen. Dazu kommt, daß meine Behinderung sich langsam verschlimmert und ich nicht weiß, wie lange ich mich überhaupt noch um ein Kind kümmern kann. Auch ist es in unserer Gesellschaft sehr schwierig für eine behinderte Frau, ein Kind zu haben. Sie stößt vom ersten Tag ihrer Schwangerschaft auf Ablehnung und Vorurteile.
Mit diesen Gedanken im Kopf saß ich Anfang 83 im Wartezimmer einer Gynäkologin. Meine bisherigen Versuche bei Frauenärzten hatten eines gemeinsam: die Untersuchung verlief immer sehr schnell, und für Fragen meinerseits war weder vor noch nach der Untersuchung Zeit. Ich war immer in erster Linie Krüppel und nicht Frau. Das wird auch daran deutlich, daß mich die Ärzte vor allen Dingen nach Beginn und Auswirkung meiner Behinderung fragten und sich weniger dafür interessierten, ob ich irgendwelche frauenspezifischen Probleme hatte.
Na ja, die Ärztin, bei der ich jetzt saß, sollte angeblich sehr nett sein. Aber kaum wurde ich aufgerufen, ging das Theater wieder los. In das Sprechzimmer kam ich gar nicht erst rein, weil die Tür zu schmal für meinen Rollstuhl war. Also sollte ich gleich ins Behandlungszimmer. Als die Ärztin kam, erzählte ich ihr von meinen Sterilisationsgedanken. Die Untersuchung ging wie immer sehr schnell. Als ich wieder in meinem Rollstuhl saß, sagte sie:
"Mit Sterilisation gibt es bei Ihnen überhaupt keine Schwierigkeiten. Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder Eileiter durchtrennen oder aber – was ich in Ihrem Fall empfehlen würde – Entfernung der Gebärmutter."
Ohne überhaupt eine Antwort von mir abzuwarten, griff sie nach ihrem Terminkalender, nannte mir eine Klinik und wollte mit mir einen Termin ausmachen. Ich war so schockiert, daß ich nur noch

sagte, daß ich es mir noch einmal überlegen müsse.
Zu Hause dachte ich darüber nach, warum mich dieses Erlebnis so frustriert hatte. Was hatte ich von Frau Dr. X. eigentlich erwartet? Daß sie mir als behinderter Frau von einer Sterilisation nicht abriet, war doch klar. Aber warum eigentlich? Habe ich hier nicht das Vorurteil, behinderte Frauen dürften keine Kinder bekommen, nicht schon selbst verinnerlicht?

Ich hatte ihr nur gesagt, daß ich mich noch nicht fest entschieden hätte und von ihr einen Rat wollte.
Die Entscheidung für oder gegen eine Sterilisation ist für mich auch nicht leichter als für viele nichtbehinderte Frauen. Aber das wird Frau Dr. X nie begreifen. Deutlich wird das an ihrem lockeren Vorschlag, mir die Gebärmutter rausnehmen zu lassen. Einfach so!

Ein Kind, das geht doch nicht!

"Haben Sie eine Einweisung?"
"Ja."
"Wie alt sind Sie?"
"31"
"Haben Sie Kinder?"
"Nein."
Die Frau am anderen Ende der Leitung verschluckte gerade noch einen Kommentar.
"Ja, Sie können am 2.3. kommen. Bringen Sie die Kostenübernahme von der Krankenkasse mit, und rufen Sie einen Tag vorher noch einmal an, ob es bei dem Termin bleibt!"
Etwa eine Woche vor diesem Termin führe ich das Telefongespräch. Mein Entschluß, mich sterilisieren zu lassen, nimmt damit konkrete Formen an. Bisher sind es nur Überlegungen gewesen, Gedanken. Immer wieder. Dafür — dagegen — korrigierbar. In wenigen Tagen wird meine Entscheidung endgültig sein — eine Korrektur so gut wie ausgeschlossen.
Das weiß ich. Mein Entschluß steht fest.

Gewünscht habe ich mir ein Kind eigentlich nie. Diese angeblich den Frauen angeborene Sehnsucht nach einem Kind — für mich gab es sie nie. Was nicht heißt, daß die Entscheidung gegen *ein Kind immer so eindeutig war.*
Es gärte lange in mir. Die ständig aktuelle Frage der Verhütung. So lange aktuell, wie eine Frau in der Lage ist, ein Kind zu bekommen. Aktuell bleibt damit auch die Frage, ob frau überhaupt ein Kind bekommen will, jetzt oder später. Grundsätzlich schon oder aber gar nicht.

Die Angst vor einem Kind, die Angst, schwanger zu werden, zu sein, hat mich nie losgelassen, verfolgte mich bis in den letzten Winkel meiner Seele, bestimmte in all den vergangenen Jahren bewußt oder unbewußt mein Denken, mein Fühlen, mein Handeln.

Meine Aufklärung erhielt ich mit der Empfehlung meiner Eltern: "Bring bloß kein Kind mit nach Hause!"
Meine Angst hat hier sicher nicht ihren Ursprung. Immerhin wurde sie genährt. Unter keinen Umständen wollte ich ein Kind haben, das ich mir nicht wünschte. Ich konnte nicht sagen warum, doch ich wußte genau: Für mich wie für das Kind wäre es eine Katastrophe. Sollten andere Frauen mit ihren Kindern glücklich sein – ich nicht.

Wenn ein Mann, vor allem "mein" Mann, von Kindern schwärmte, stellten sich Schuldgefühle ein: Warum fährst du nicht wie er auf Kinder ab? Warum findest du sie nur nett, wenn sie dich in Ruhe lassen, wenn es nicht "deine" sind? Ich hatte immer das Gefühl, mich rechtfertigen zu müssen.
"Unsere Verhältnisse" waren nicht günstig für ein Kind. So konnte ich eine wirkliche Auseinandersetzung lange wegschieben, verdrängen. Solange war aber auch Verhütung notwendig.
Um ständige Auseinandersetzungen mit dem Partner zu vermeiden, übernahm ich allein die Verantwortung, das Problem, Verhütung zu regeln. Pille, Spirale, Diaphragma. Mein Körper protestierte und streikte. Was mutete ich ihm (also mir) zu? Unbehagen und Angst blieben.

Allmählich begriff ich: Das ist meine Sache, meine Entscheidung. Für mich allein, unabhängig von einem realen oder imaginären Mann muß ich entscheiden, ob ich ein Kind will.
Ein Kind hat Anspruch auf Anerkennung, Aufmerksamkeit und Zeit. Es hat ein Recht darauf, daß ich gern mit ihm zusammen bin und seine Gegenwart nicht als Opfer, als Zumutung empfinde. Ein Kind darf nicht Ersatz sein für das, was ich selbst nicht tue.
Mir selbst zuliebe habe ich auf ein Kind verzichtet.
Die gesellschaftlichen Bedingungen machen es mir schwer, ein Kind unter wirklich menschlichen Verhältnissen zu versorgen und zu erziehen. In unserer Gesellschaft ist es wichtiger, Raketen zu stationieren, als kindgerechte Kindergärten zu bauen. Ein Parkplatz wird eher finanziert als ein Kinderspielplatz.

Solange solche Prioritäten existieren, empfinde ich es als Heuchelei, an die Mutterliebe zu appellieren:
"Du liebst doch dein Kind, du wolltest es doch! Nun sieh zu, wie du fertig wirst. Das ist dein Problem."

Schließlich gab es für mich keinen Grund mehr, die Entscheidung hinauszuschieben.
Entgegen der üblichen Reaktion —'Was, du bist doch noch so jung!' — bringen wohl die meisten Menschen meiner Entscheidung großes Verständnis entgegen. Ja, sie halten diesen Schritt für selbstverständlich, für vernünftig und verantwortungsbewußt. Denn bei mir ist es natürlich etwas anderes. Da scheint es in "Fällen" wie meinem ganz eindeutig und richtig: Für mich ist es doch am besten, wenn ich keine Kinder habe. Ob ich es will, ist schon nicht mehr die Frage.
Es liegt doch auf der Hand: Ich bin eine behinderte Frau. Und eine behinderte Frau kann die Verantwortung für ein Kind nicht tragen. Sie ist "natürlich" mit einem Kind überfordert. Das ist unmöglich. Die anderen wissen bereits, was gut für mich ist. Ja, und wenn Krüppelfrau kein Kind haben kann oder soll, ist es nur folgerichtig, wenn sie sterilisiert wird. Umso besser, wenn sie Einsicht zeigt und es freiwillig tut.

Was aber, wenn krüppelfrau auf den Gedanken kommt, zu sagen: Ich will ein Kind!
Das geht doch nicht! Das muß man(n) ihr ausreden. Unvorstellbar. Die Verantwortung, die Belastung. Wie will sie das denn alleine *schaffen? Das kann sie doch niemandem zumuten! Wir wollen doch nur das Beste für Dich, sagen die anderen und billigen krüppelfrau weder die Entscheidung (das kann sie doch gar nicht überblicken!) noch die Verantwortung (die kann sie doch gar nicht tragen!) zu. Eine Krüppelfrau hat auch keine Sexualität zu haben. Das macht die Sache nur kompliziert. Eine Krüppelfrau — ein Neutrum. Was, sexuelle Bedürfnisse? Die kommen nicht in Betracht. Die bringen nur alles durcheinander. Na schön, wenn krüppelfrau ihre Bedürfnisse unbedingt leben will, dann muß vorgesorgt werden. Dann soll sie nicht auch noch Kinder kriegen.*

Die Behandlung, die ich im Krankenhaus erfuhr, entsprach genau diesen Vorstellungen. Angesichts meines Alters erlebte ich Erstaunen, ja Befremden:"Was, die Kleine auch?"(Kommentar einer Besucherin in meinem Zimmer). Saß ich dagegen mit meinen Krücken zwischen den anderen Frauen, um auf die Untersuchung zu warten, wunderte sich niemand mehr. Es schien allen klar zu sein. Vielleicht dachten manche:"Ach, die arme Kleine."
Die Ärzte wiesen mich wegen meines "jugendlichen" Alters mehr-

fach auf die Konsequenzen meines Entschlusses hin.
"Wissen Sie auch, daß es nicht mehr rückgängig zu machen ist?"
Als ich mich nicht beeindrucken ließ, stellten sie leicht fragend fest: "Sie trauen sich also nicht zu, ein Kind großzuziehen?"
Meine Antwort: "Ich will nicht."
Ob sie begriffen, daß es einen Unterschied macht zwischen "Ich will nicht" und "Ich kann nicht"?

Für die Ärzte hatte ich nun offenbar genügend Festigkeit gezeigt. Kurz darauf gab es eine kleine Kontroverse. Wo sei die Zustimmung meines Mannes? (Erst hier, nach der Aufnahme, wurde ich danach gefragt.) Ich vertrat die Meinung, daß es doch meine Entscheidung sei. Unabhängig von meinem Mann. Das sahen die Herren Ärzte ganz anders. Ich ließ es nicht darauf ankommen. Meine Erklärung, ich würde getrennt leben, beendete die Debatte.
Ich denke, es kommt vor allem darauf an, die Entscheidung — ob nun für oder gegen ein Kind — zu akzeptieren.
Wird schon Frauen schlechthin die Verantwortung dieser Entscheidung abgesprochen (wogegen man(n) ihnen die Verantwortung, auch ein ungewolltes Kind aufzuziehen, ohne weiteres aufbürdet), trifft dies noch viel stärker auf Krüppelfrauen zu. Unter dem Deckmäntelchen der Fürsorge heißt es:"Es ist doch nur zu Deinem Besten!"Aber wenn krüppelfrau eine Entscheidung getroffen hat, darf niemand ihr über ihren Kopf hinweg und gegen ihren Willen eine andere aufdrängen. Diese Verantwortlichkeit zu respektieren, hiesse, die Persönlichkeit der Krüppelfrau zu achten, und zwar in jeder Beziehung.

Umgesetzt in die Realität würde das zwangsläufig eine radikale Veränderung im Umgang mit Krüppeln/Krüppelfrauen, besonders im Heimbereich, mit sich bringen. Allein im Hinblick auf das Recht, Sexualität zu erleben und zu leben, gibt es keinen Grund, der es rechtfertigen würde, Krüppelfrauen hier (und in vielen anderen Punkten) ihre Bedürfnisse abzusprechen oder zu ignorieren. Wem steht es zu, "die armen Geschöpfe vor der brutalen Realität zu schützen"?

Vor wenigen Jahren erzählte mir ein gleichaltriger junger Mann — nicht behindert:
"Es wäre doch das beste für Euch, wenn alle Behinderten im Heim leben und bleiben. Da merken sie nicht, wie gut es den anderen

geht."
Das ist wahre Fürsorge.
Es geht hier nicht um die Haltung eines einzelnen. Diese Art von Fürsorge ist leider noch sehr verbreitet. Der Ausspruch kennzeichnet die Einstellung vieler Eltern, Verwandten, Lehrer, Erzieher, Freunde, Arbeitskollegen, Nachbarn, Politiker. Kurz, all jener, die, wie sie selbst behaupten, sich einsetzen für die Belange der Behinderten.
Alle müssen sich fragen lassen, ob sie nicht eigentlich nur ihre eigenen Interessen behaupten, nämlich in Ruhe gelassen und verschont zu werden von diesen Krüppeln. Es wird doch schon so viel für die getan! So kann man sich und die anderen beruhigen — und sicher sein, daß sich nichts ändern wird.

Abschließend zurück zu den Krüppelfrauen. Ich habe mich aus guten Gründen gegen ein Kind entschieden. Wenn eine Krüppelfrau sich für ein Kind entscheidet, zeigt sich, was in einer Gesellschaft Integration wirklich bedeutet. Was nutzt es, den Mut dieser Frau zu bewundern und sie anschließend allein zu lassen nach dem Motto: Das hast du dir selbst zuzuschreiben! Welche Unterstützung erfährt krüppelfrau, um mit sich und ihrem Kind eigenverantwortlich inmitten einer nicht-behinderten Umwelt leben zu können? Wer das Leben in einem Ghetto für normal und "ausreichend" hält, dem sei empfohlen, dort einzuziehen. Vielleicht hätten wir dann ganz schnell andere Verhältnisse.

Zwangssterilisation im "wohlverstandenen Interesse der Behinderten?"

Die Gesetzeslage ist, entgegen allen anderslautenden Gerüchten, ziemlich klar: Die Sterilisation stellt nach dem geltenden Strafrecht eine schwere Körperverletzung (§ 224 I) dar und ist gem. § 226 a StGB nur gerechtfertigt, wenn sie mit Einwilligung des/der Betroffenen geschieht und diese Einwilligung nicht gegen die guten Sitten verstößt.

Für nichtbehinderte Frauen bedeutet diese gesetzliche Regelung, daß eine freiwillige Sterilisation als Methode der Empfängnisverhütung nur schwer durchsetzbar ist. Denn in der Praxis entscheidet der Arzt, ob er die Entscheidung der Frau als Verstoß gegen die guten Sitten empfindet oder nicht. Nach einem inoffiziellen, gesetzlich nicht vorgeschriebenen, Indikationsmodell, dem die meisten Ärzte folgen, werden dabei hohe Anforderungen gestellt: Eine sterilisationswillige Frau bis Ende 20 beispielsweise muß 1. die Pille nicht vertragen, 2. einen erfüllten Kinderwunsch haben und 3. in einer mißlichen sozio-ökonomischen Situation sein.

Ganz anders sieht die Sterilisationspraxis bei (geistig) behinderten Frauen (und in geringerem Umfang auch bei Männern) aus. Dort wird auch ohne deren Einwilligung und zumeist ohne deren Wissen munter drauflossterilisiert. Besonders betroffen sind dabei entmündigte und minderjährige behinderte Frauen, die vor dem Eingriff erst gar nicht aufgeklärt werden. Rolf Hendricks, Vorstandsmitglied der "Lebenshilfe" (das ist die größte Organisation für geistig Behinderte) schätzt die Anzahl dieser Fälle auf 80 %. Offizielle Statistiken werden jedoch nicht geführt, inoffizielle unter Verschluß gehalten. In einer Panorama-Sendung am 2.10.84 zu diesem Thema wurde seitens der Redaktion geschätzt, daß "hunderte, vielleicht tausende von Jugendlichen und Kindern pro Jahr" in der BRD sterilisiert werden. Umfragen unter Hamburger Sonderschullehrern haben ergeben, daß in einer Klasse an die 50 % der Mädchen, in einer anderen Klasse an die 30 % der Mädchen sterilisiert sind.

Diese unterschiedliche Sterilisationspraxis bei behinderten und nichtbehinderten Frauen hat eine deutsche Vorgeschichte:
Im Dritten Reich verbot ein Gesetz die Sterilisierung gesunder arischer Frauen, während das "Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" die Zwangssterilisierung für Behinderte, Roma und Sinti, Wohnungslose, Alkoholiker, Prostituierte u.a. anordnete.

Seit in verschiedenen Medienbeiträgen (Panorama, Spiegel, NDR-Frauenforum) die gegenwärtige Sterilisationspraxis bei (geistig) Behinderten angegriffen wurde, bemüht sich nun das Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit in Abstimmung mit den Ländern um eine rechtliche Regelung, da diese Praxis nach der geltenden Rechtsordnung rechtswidrig ist. Zwar berufen sich die Befürworter der Sterilisation in den Fällen der sogenannten "Einwilligungsunfähigkeit" - womit geistig Behinderte gemeint sind, die nicht über die erforderliche "Einsichtsfähigkeit" verfügen und somit nicht rechtswirksam einwilligen können – auf eine unklare Rechtslage, doch auch hier besteht Eindeutigkeit. Denn, so der Kieler Rechtsprofessor E.Horn: "Soweit die Sterilisation nicht zugleich als 'Heileingriff' (...) unternommen wird, also nicht zumindest auch geschieht, um den Patienten vor dem Tode oder schweren Gefahren für Körper und Gesundheit zu bewahren, kann die notwendige Einwilligung der betreffenden Personen weder durch den Vormund noch durch einen Pfleger ersetzt werden"(Zeitschrift für Rechtspolitik 1983, S. 265). In der Praxis ist dies aber in den seltensten Fällen der Sterilisationsgrund.
So wurde in der Panorama-Sendung bekannt, daß die Sterilisation geistig behinderter Mädchen Voraussetzung für die Teilnahme an Freizeiten der 'Lebenshilfe' ist. Ähnliche "Ratschläge" erteilen Sonderschullehrer, Heimleiter und Leiter von Behindertenwerkstätten, wenn es darum geht, die Behinderten in die Einrichtung aufzunehmen oder wenn die Behinderte an Veranstaltungen wie Klassenfahrten teilnehmen will.

Zwangssterilisation also als vorbeugendes Mittel gegen unliebsame Schwangerschaften? Von wem diese Schwangerschaften ungewollt sind, wird deutlich, wenn sich sogenannte Experten zu Fragen der Behindertensexualität äußern.
So formulierte Blindenoberlehrer S. Schröder in punkto Sexualität geistig Behinderter einen "gesellschaftlichen Abspruch, daß der Geschlechtsverkehr dieses Personenkreises gerade *folgenlos* bleibt"

(in: Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten? 1977).
Während Schröder vor allem "anthropologische (so besonders verhaltensbiologische und sozialpädiatrische) Überlegungen für diesen gesellschaftlichen Anspruch geltend macht, führen andere, wie Freiherr von Stackelberg, volkswirtschaftliche Interessen ins Feld: "...da mit zusätzlich investierten Geldbeträgen (in die humangenetischen Beratungsstellen, die u.a. Sterilisationsgutachten erstellen, Anm. T.D.) spürbare Einsparungen in den Bereichen Therapie, Rehabilitation und Pflege Behinderter sowie Volkseinkommenszuwachs erzielt werden." (Effektivitäts- und Effizienzanalyse genetischer Beratung, 1980)

Ärgerlich, daß die betroffenen Frauen nicht immer ganz so wollen, denn: "Eine Zustimmung ist aber oft schwer zu erhalten, da die Mädchen und Frauen vor dem Eingriff große Angst haben und sich dagegen wehren (...). Um die Patientin zur Operation zu bringen, muß man manchmal harmlose Täuschungsmanöver ausführen", so Prof. Ch. Lauritzen im Medical Tribune vom 13.2.81.

Auch die "Lebenshilfe", die den Zwangseingriff als "Teil eines Betreuungskonzepts" verkauft, rät bei gegebenem Anlaß "solche Widerstände auf pädagogischem Wege zu beseitigen" und rechtfertigt ihre Haltung so:
"Wenn das Mündel völlig einsichtsunfähig ist, dürfte dessen Wille im Grunde überhaupt keine Rolle spielen." (Geistige Behinderung, 1/1985).

Doch nach einer neueren Entscheidung des Oberlandesgerichtes Hamm (NJW 83,2095) kann die Einwilligung der Betroffenen noch nicht einmal dann durch die des gesetzlichen Vertreters ersetzt werden, wenn eine vormundschaftsgerichtliche Genehmigung hierfür vorliegt, da es für eine derartige Genehmigung derzeit an einer Rechtsgrundlage mangele. Der Gesetzgeber sei aufgerufen, möglichst bald ein entsprechendes Gesetz zu verabschieden.

Die Forderung nach einem Sterilisationsgesetz steht also im Raum und wird von der "Lebenshilfe" und Kreisen der Kinder- und Jugendpsychiatrie massiv unterstützt. Die Gesundheitsminister der Länder fordern bereits seit 1976, es müsse ein Schutz vor "nicht zu verantwortender Elternschaft" gewährleistet werden. Das Bonner Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit prüft derzeit

Ergebnisse einer Umfrage zur Sterilisationspraxis der Länder und wird als nächsten Schritt eine Stellungnahme dazu abgeben. Ein verabschiedungsreifer Gesetzentwurf liegt also noch nicht vor. Alle Anzeichen sprechen jedoch dafür, daß in nächster Zeit ein derartiges Sterilisationsgesetz, bzw. ein entsprechendes Strafrechtsänderungsgesetz vorgelegt werden wird.

Bereits 1972 gab es von der damaligen Bundesregierung einen Vorstoß, das heikle Problem der Sterilisation neu zu regeln. Daß der Entwurf bis heute in den Schubladen des Bundesjustizministeriums liegenblieb, führt der SPIEGEL auf das "NS-Trauma" zurück (Nr. 4/1984). Tatsächlich waren jedoch zahlreiche Verbände und karitative Organisationen (darunter auch die "Lebenshilfe" und das Diakonische Werk) aus anderen Gründen gegen den damaligen Gesetzesentwurf: Ihnen ging die geplante Änderung nicht *weit* genug, da sie nur ein generelles Sterilisationsverbot für unter 25-jährige vorsah.

Daß sich ein "NS-Trauma" bezüglich Zwangssterilisierung Behinderter und anderer Abweichler/innen im bundesdeutschen Geschichtsbewußtsein gar nicht erst entwickelte, dafür wurden überdies frühzeitig die (juristischen) Weichen gestellt:
Das "Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" wurde in der BRD niemals als nationalsozialistisches Unrechtsgesetz anerkannt. Zuletzt wurde diese Auffassung durch das Bundesfinanzministerium erneut bekräftigt. In einer Antwort auf eine Eingabe an den Petitionsausschuß des Bundestages zur Wiedergutmachung für die Opfer der Zwangssterilisation im letzten Jahr, stellt Herr Hubrich fest, daß das NS-Sterilisationsgesetz keinen Verstoß gegen Naturrecht und Rechtsstaatlichkeit darstelle. Die Hemmschwellen für eine gesetzliche Regelung, die Sterilisation Entmündigter und Minderjähriger auch ohne, bzw. gegen deren Willen erlaubt, sind heute daher verschwindend gering.
Hinzu kommt, daß auch von Eltern geistig Behinderter eine gesetzliche Regelung gefordert wird.

Ingrid Häusler, u.a Autorin des emanzipatorischen Buches: "Kein Kind zum Vorzeigen", beschreibt die Situation der Eltern treffend:
"In Dänemark gibt es sog. 'Geschützte Ehen', wo dann tatsächlich solche Bedingungen geschaffen werden (personell!), daß ein geistig

behindertes Paar ein Kind bekommen kann! Wir hier in Deutschland sind davon meilenweit entfernt! Bei uns haben ja geistig behinderte Erwachsene noch nicht einmal das gesetzliche *Recht,* in der Wohngruppe unabhängig von den Eltern zu leben! Ich will jetzt gar nicht weiter ausführen, was es für uns Eltern und für die *Lebenshilfe* in den letzten Jahren für eine Quälerei war, gegen die ständigen Kürzungen zu kämpfen! Bei diesem Kampf unterstützt uns *kein* Außenstehender, da stehen wir ganz allein! Aber wenn wir auf Grund der ungenügenden staatlichen Hilfen, die noch dazu ständig gekürzt werden, es uns absolut nicht leisten können, als Eltern und Betreuer noch ein Kind mitaufzuziehen, dann werden wir plötzlich gerade von denjenigen, die uns am allerwenigsten helfen, 'an den Pranger gestellt'!"

In der Tat ist die Situation der Eltern prekär. Von Bedingungen wie in Dänemark, wo geistig Behinderte in sogenannten "beschützten Ehen" die Möglichkeit haben, Kinder zu bekommen und mit ihnen zu leben, sind wir, aufgrund des politischen Klimas in diesem unseren Lande, meilenweit entfernt. – Und Frauenärztinnen und -ärzte, die sich mit den spezifischen Verhütungsproblemen behinderter Mädchen befaßt haben und ratgebend zur Seite stehen könnten, sind rar.

Die 'Lebenshilfe' benutzt in ihrer Argumentation für ein Sterilisationsgesetz gerade diese Situation der Mütter und fügt dem hinzu, daß erst durch die Sterilisation (als einzig sichere Verhütungsmethode) das Recht der Behinderten auf Sexualität gewährleistet sei. Das sind relativ neue Töne, die dort angeschlagen werden, wurde doch in Expertenkreisen bislang Behinderten das Recht auf Sexualität meist aberkannt. In den etablierten Behindertenverbänden ist das Thema Sexualität auch heute noch weitgehend tabu. In den Heimen wird nach wie vor zwangsweise Geschlechtertrennung durchgeführt oder Sexualität durch Mehrbettzimmerbelegung verhindert. Es ist daher mehr als fragwürdig, ob (geistig) behinderten Frauen durch eine gesetzlich legitimierte Zwangssterilisation wirklich das sexuelle Paradies beschert werden soll. Deutlicher zeichnen sich dagegen das Interesse an pflegeleichten Behinderten und das Interesse an gegenwärtigen und zukünftigen Sparmaßnahmen als Hintergründe dieses Vorhabens ab.

Ausgeblendet wird bei dem fortschrittlichen Sexualitätsargument

auch das Problem, daß zwangssterilisierte Frauen der Gefahr ausgesetzt sind, "sexuelles Freiwild" zu werden.
Udo Sierck, Mitautor des Buches "Die Wohltäter-Mafia", stieß bei seinen Recherchen zur Zwangssterilisation Behinderter, auf amerikanische und italienische Untersuchungen, die belegen, daß sexueller Mißbrauch behinderter Frauen gerade von nahen Verwandten betrieben wird.
"Die Gewalt an Frauen nimmt zu, wo die Opfer von vorneherein als wehrlos eingeschätzt werden; die Gefahr der Bestrafung gleich Null ist: welcher Bürger glaubt schon den Aussagen einer geistigbehinderten Frau? Wenn unter diesen Vorzeichen die letzte Möglichkeit der Entlarvung – eine Schwangerschaft – durch frühere Sterilisation wegfällt, werden das unter dem Deckmantel des allgemeinen Verschweigens betreffende Frauen zu spüren bekommen."(taz, 13.6.85) Ähnliche Gefahren zeichnen sich für behinderte Frauen und Mädchen in Heimen ab. Als wir für das "Krüppel-Tribunal" 1981 den Anklagepunkt "Behinderte Frauen" vorbereiteten, stießen wir auf das Problem "sexuelle Gewalt in Heimen". Hinter vorgehaltener Hand wurde uns berichtet, daß Vergewaltigungen durch Pfleger keine Seltenheit seien.

Ein weiteres Problem, das bei der gegenwärtigen Debatte um ein Sterilisationsgesetz unter Verweis auf "die wirklich schweren Fälle" ausgeblendet wird, ist die Schlüpfrigkeit des Begriffs "Einsichtsfähigkeit". Von wem und wie wird bestimmt, ob eine behinderte Frau einsichtsfähig ist, zumal in einem Stadium, in dem – wie bei Minderjährigen – der geistige Entwicklungsprozeß überhaupt noch nicht abgeschlossen ist?

Die 'Lebenshilfe' argumentiert, mit einer genauen Eingrenzung der Indikation in einem Gesetz könne Mißbrauch verhindert werden. Juristisch wird sich der Begriff der Einwilligungsfähigkeit jedoch nicht viel enger fassen lassen als bisher:
Danach ist die natürliche Einsicht und Urteilsfähigkeit gegeben, wenn "der Verletzte die Tragweite und Bedeutung des Eingriffs kennt".

Damit wird die Entscheidung aber wieder in die Hände derjenigen gelegt, die bislang schon für Sterilisationsgutachten zuständig sind: Ärzte, Humangenetische Beratungsstellen und Psychiater.
Wie schnell manche dieser Experten mit dubiosen Diagnosen wie

"Schwachsinn unklarer Genese" oder "kindlicher Psychose" bei der Hand sind, kann inzwischen in ärztlichen Fachzeitschriften nachgelesen werden. So zitiert die "Ärzte Zeitung" (15.5.85) die Erfahrung der Jugendpsychiaterin Ch. Köttgen mit 233 Überweisungen aus der Humangenetischen Beratungsstelle Hamburg. Von diesen 233 stimmten nur 65 mit denen der Jugendpsychiatrie überein.

Die Gutachtertätigkeit der in dieser Beratungsstelle arbeitenden Ärztin Stoeckenius wurde insbesondere über die "Wohltäter-Mafia" (s.o.) bekannt. Als erschreckendes Beispiel für deren Sterilisationskriterien sei folgendes Gutachten zitiert:
" ' Die 18-jährige R. wurde uns aus einem Kinderheim wegen der Frage nach Sterilisation bei geistiger Behinderung geschickt. Sie war ein kleinwüchsiges, freundlich zugewandtes Mädchen. In der Kindergruppe fiel sie schon vom Eintritt in das Heim an durch starke Stimmungsschwankungen und grundlose Wutausbrüche auf. Die Kameraden wurden entweder durch Redensarten provoziert, oder sie teilte kleine Geschenke aus und spendete tröstende Worte, wenn ein anderes Kind traurig oder krank war.'
Und weiter: *'Aufträge für die Gruppe übernahm sie nur widerwillig (...) Dagegen erledigte sie Körperpflege sowie An- und Auskleiden — insbesondere Baden und Haarewaschen — selbstverständlich.'*
Später der Vermerk: *'Das ihr verordnete Stützkorsett habe sie dem Heimleiter gar um die Ohren geschlagen und es dann in die Gegend geworfen. Sprech-, Lese- und Schreibübungen hat sie lernbegierig verfolgt und auch rasch Schreibschrift erlernt.'*
Nach einigen Jahren Heimunterbringung: *'Deutlich im negativen Sinn hatte sich das Verhalten bei dem 16jährigen Mädchen geändert. Ihre physische und psychische Belastbarkeit hatten rapide abgenommen. Immer häufiger traten Reizbarkeit, Wutanfälle und Leistungsverweigerung auf. Vor einem derartigen Ausbruch nähme sie meist eine geduckte Haltung wie ein Orang-Utan ein (...) Täglich um 17 Uhr besteht sie darauf zu baden, es darf ihr nichts dazwischenkommen. Keineswegs so gründlich ist sie in ihrer Arbeit.'*
Letztlich die Feststellung: *'Zum Bruder hatte und hat sie nie Kontakt aufgenommen. Auch mit anderen Jungen im Heim will R. nichts zu tun haben.'*
Es folgt die Diskussion der Diagnose mit dem Ergebnis: *'Eine weitere Stütze der Annahme, daß es sich um eine kindliche Psy-*

chose handelt, ist das Auftreten weiterer psychisch auffälliger oder kranker Personen in der Familie.'
Welche Merkmale werden als Beweis und Begründung für die erbliche Schädigung bzw. Belastung angegeben?
Der Vater wird vorgestellt als *'ein lebensuntüchtiger Trinker'*; bekannt sei außerdem *'der erhebliche Kleinwuchs der Mutter'*, die *'während eines Terrorangriffs'* (!) 1943 in Hamburg einen Schock erlitt, ansonsten eine gute Schülerin war; die Halbschwester ist *'Schülerin in einer Sonderschule für Lernbehinderte gewesen, sie ist ohne Beruf, inzwischen verheiratet und hat ein Kind'*; der Bruder *'ist mit ähnlichen Krankheitsmerkmalen wie R. behaftet'*, auch bei ihm *'könnte'* (!) eine Psychose vorliegen, *'wenngleich bei ihm gravierende Hinweise wie bei der Schwester bislang noch nicht auffielen oder noch nicht geäußert wurden.'*
Das Resultat der haarsträubenden 'Beweisführung': *'Die Sterilisation von R. haben wir ... nachdrücklich befürwortet.'* (...)

Besteht bei Stoeckenius einerseits völlige Unklarheit über die rechtlichen Grundlagen für die Sterilisation, geht sie andererseits als langjährige genetische Gutachterin locker darüber hinweg. (...) Darüber hinaus kommt es vor, daß zur Sterilisation geraten wird, ohne besonders gründlich vorzugehen:
'Wichtiger als die vom Krankheitswert her gesehene Ichtyosis vulgaris ist die Tatsache zu beurteilen, daß diese drei Brüder ebenfalls Sonderschüler sind, zwei haben ihre Lehre abgebrochen. Der jüngste der drei Brüder (17 Jahre alt) sei etwas ruhiger und cleverer als die älteren. Mehr über die Familie konnte Frau R. uns nicht berichten, der Vater spreche gar nicht darüber. Bei der vermutlich seelisch-geistigen Behinderung der Schwäger von Frau R. handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine erbliche Debilität; auch der Schwiegermutter, also der Mutter dieser Männer, müsse man alles dreimal erklären.
Ich empfehle – obgleich ich die drei Brüder nicht selbst untersucht habe – dennoch dringend, die Sterilisation bei Frau R. vornehmen.' "(Sierck/Radtke: Die Wohltäter-Mafia, Hamburg 1984, S. 106 f

Stoeckenius ist ein sehr krasses Beispiel dafür, nach welchen Kriterien "Experten" die Sterilisation (geistig) behinderter Mädchen befürworten. Doch ist die keine Ausnahme. Eine gegenläufige Entwicklung bei den "Experten", die sich durch Anerkennung des

Rechts (geistig) behinderter Frauen auf *Kinder* wie auch auf *freiwillige* Sterilisation auszeichnet, ist gegenwärtig nicht in Sicht. Dafür geben Praktiker wie z.B. Prof. Widukind Lenz Beispiele, wie sich allmählich eugenische und ökonomische Ansätze zu sozialhygienischen Perspektiven verdichten:
"Wir kennen doch in den Randgebieten der großen Städte die Asozialen-Siedlungen. Hier haben viele Mütter doch schon vor ihrem dreißigsten Lebensjahr sieben oder acht Kinder, obwohl es ihnen wirtschaftlich schlecht geht und sie mit ihren Kräften dekompisiert sind und den Erziehungsproblemen weitgehend hilflos gegenüberstehen. Diese Mütter bekommen ihre Kinder nicht nur, weil sie unfähig zur Empfängnisverhütung sind, sondern auch, weil die Familie praktisch vom Kindergeld lebt. Hier glaube ich, ist die soziale Indikation zur Sterilisation zugleich eine humane und eugenische" (Zit. nach Wohltäter-Mafia, S. 40 f).

Die Befürworter eines Sterilisationsgesetzes berufen sich auf die "wohlverstandenen Interessen der geistig Behinderten". Die Lösung sozialer Probleme mit derartigen Methoden wurde bereits früher bei der Gruppe der Behinderten begonnen. Und auch heute läßt sich Sterilisation, gegen oder ohne den Willen der Betroffenen, am Beispiel geistig Behinderter am plausibelsten begründen.

Udo Sierck beschreibt es treffend: "Wir sitzen alle im gleichen Zug mit mehreren Waggons. Der letzte Waggon – die geistig Behinderten – wird gerade abgekoppelt. Andere werden folgen".

(In verkürzter Form erschienen in: EMMA, 8/85)

BEHINDERTE MÜTTER

Frauen haben kein Selbstbestimmungsrecht über ihren Körper. Dies gilt für Behinderte wie für Nichtbehinderte. Sehen wir uns jedoch an, wie das Geschäft mit dem weiblichen Körper in Erscheinung tritt, werden Unterschiede sichtbar.
Nichtbehinderte Frauen sollen Kinder gebären. Sie werden dazu angehalten, ihren Beitrag zur Steigerung der Geburtenrate zu leisten. Maßnahmen der Bundesregierung, wie die bereits erwähnte, von Familienminister Geißler initiierte "Stiftung für Mutter und Kind" und die angekündigte Einführung eines Familiengeldes, dienen dazu, über einen minimalen finanziellen Anreiz Frauen zu veranlassen, ein Kind zu bekommen und die bundesrepublikanische Bevölkerung vor dem Aussterben zu retten.
Rein theoretisch könnten natürlich auch behinderte Frauen von diesen fragwürdigen Maßnahmen "profitieren". Daß uns Krüppelfrauen jedoch das Recht auf ein eigenes Kind abgesprochen wird, haben wir bereits in anderen Kapiteln besprochen. Uns wird unterstellt, daß wir den Wunsch nach einem Kind kaum besitzen, geschweige denn realisieren können. Wenn Krüppelfrauen relativ wenig Probleme haben, einen Schwangerschaftsabbruch durchführen zu können; wenn es uns leicht gemacht wird, uns sterilisieren zu lassen, zeigt die herrschende Mutterideologie die andere Seite ihres Gesichtes:
Frauen sollen nicht nur Kinder bekommen. Es sollen vor allem gesunde Kinder sein. Die neugierige Frage: "Ist auch alles dran?", die sich behinderte Mütter immer wieder gefallen lassen müssen, ist Ausdruck eines "gesunden" Mißtrauens in ihre Gebärfähigkeit, zumindest in ihre Fähigkeit, Kinder zur Welt zu bringen, die den allgemeinen Qualitätsanforderungen genügen.
Frauen sollen nicht nur gesunde Kinder gebären. Sie sollen auch in der Lage sein, eigenständig für das Kind zu sorgen und die volle erzieherische Verantwortung zu übernehmen. Bei Krüppelfrauen wird davon ausgegangen, daß sie diesen Aufgaben nicht gewachsen sind. Man traut uns nicht zu, Kinder zu erziehen. Man fürchtet die finanziellen Belastungen, wenn eine behinderte Frau evtl. nicht nur Hilfe für sich, sondern auch für das Kind beansprucht.

In dem Band "Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?" (1) äußern sich sogenannte Experten, Mediziner, Psychologen und Pädagogen zur Frage der Ehe und Familie. Für die sich progressiv gebenden Fachleute sind Ehe- und Kinderwünsche von Behinderten durchaus tolerierbar. Auch sie wollen jedoch nur dann ihre Einwil-

ligung geben, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind. Zuallererst wird Behinderten – Frauen und Männern –, wenn sie ein Kind bekommen wollen, zur Auflage gemacht, "die Möglichkeit auszuschließen, daß es sich um eine erblich bedingte Behinderung handelt, die mit einer erheblichen Wahrscheinlichkeit wieder auftreten kann." (2) Ansonsten verfahren die Herren nach dem Motto: "Je geringgradiger die Störung, umso erwünschter ist eine Eheschließung." (3) Und dies gilt in erster Linie für uns Frauen. Nur wenn eine Krüppelfrau in der Lage ist, ein Kind ohne fremde Hilfe zu versorgen, darf sie es auch bekommen.

Ein Beispiel soll deutlich machen, wie skrupellos in dem genannten Werk sogenannte Fachleute, konform zur herrschenden Ideologie, Unterschiede zwischen Männern und Frauen festschreiben:
"Eine Frau heiratete trotz einer Querschnittlähmung nach Unfall. Man versteht, daß diese kluge, strebsame und schöne Frau einen Mann faszinieren kann, sie muß aber für immer täglich gewaschen und mehrfach auf die Toilette gebracht werden. Sie kann nicht selbst ins Auto kommen, das für sie umgebaut ist und das sie selbst fahren kann, obgleich sie von der oberen Wirbelsäule abwärts gelähmt ist...
Nachdenklich wurde die Frau, als sie darauf hin angesprochen wurde, ob sie kein Kind haben könne: das wäre für sie und ihren Mann ein sehr schmerzlicher Punkt.
Mit Recht meinte sie, wer solle für das Kind sorgen, wenn sie es nicht könne, wo sie doch selber schon versorgt werden müsse. Organisch wäre es durchaus möglich, daß sie ein Kind bekäme.
Für einen querschnittgelähmten Mann liegen die Dinge anders, er kann keinen Verkehr durchführen, wohl aber könnte seine Frau durch künstliche Besamung von ihrem Mann schwanger werden. Anders als bei den Gegebenheiten bei der oben erwähnten Frau, sollten in Ehen mit einem Behinderten (Mann!,d.Verf.), wenn es möglich ist, Kinder gewünscht und gezeugt werden."(4)

Auch für die Medien steht außer Zweifel, daß eine behinderte Frau, sollte sie gegen die allgemeingültigen Regeln verstoßen und ein Kind bekommen, unter Beweis stellen muß, daß sie trotz gewisser Einschränkungen eine "gute Mutter" ist, d.h. Haushalt und Kind versorgen kann. Unter der Überschrift:
"25 Jahre danach. Contergan. Diese Frau hat ihr Schicksal gemeistert"

beschreibt die Zeitschrift HÖR ZU das Leben einer jungen Contergan-geschädigten Frau, die ihr zweites Kind erwartet:
"Und so gibt es auch in ihrem Haushalt keine großen Probleme. Sie kocht, wäscht, bügelt. Sie füttert und wickelt ihren Sohn (...) Und sie macht das alles mit den Füßen. Sie sagt: 'Ich habe eben gelernt, ohne Arme auszukommen!' " (5)

In den folgenden Erfahrungsberichten schildern behinderte Frauen, die sich für ein Kind entschieden haben, ihre Erlebnisse.

Leute, die mich nicht kannten, dachten, dieser dicke Bauch gehöre zu meiner Behinderung.

Letztes Jahr im November stellte ich anhand eines B.-Tests fest, daß ich schwanger war. Für mich und auch meinen Freund stand von Anfang an fest, daß wir dieses Kind bekommen werden.

Ein paar Tage später (...), ich erinnere mich noch genau, wie ich stundenlang im Wartezimmer saß und mir tausend Gedanken durch den Kopf gingen. Aber ich bekam keine Ordnung in die Gedanken, denn die Vorstellung, daß Dr.R. sagen würde: 'Nun, Sie sind schwanger', brachte mich vor Freude fast um meinen Verstand. Die Untersuchung verlief routinemäßig; Fragen wie: 'Wann war denn die letzte Regel?' und 'Haben Sie denn auch Beschwerden?' — weiter nichts.
Nun sagte ich: 'Meine letzte Regel war Anfang Oktober, und Beschwerden habe ich keine.' Die Untersuchung war kurz und endete mit dem Ergebnis, es sei eine Blasenentzündung. Um die Sache noch perfekter zu machen, untersuchte Dr. R. noch meinen Urin. Er schickte mich ins Sprechzimmer, damit ich dort das Ergebnis der Untersuchung abwarten konnte.
Nach einer Weile kam er zurück und teilte mir mit, daß sich keine Bakterien im Urin befinden und gab mir Tabletten, die meine angebliche Blasenentzündung heilen sollten. Bis hierher hatte ich noch kein Wort über meine eventuell bestehende Schwangerschaft verlauten lassen. (Ich dachte, ein Arzt müßte das doch auch von sich aus feststellen können, und was wäre, wenn ich zu Hause keinen B-Test gemacht hätte? Oder hat er -- der Arzt — erst gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ich schwanger sein könnte, da ich ja behindert bin?)
Ich fragte Dr. R. richtig enttäuscht, ob ich denn nicht schwanger sei.
Er: Wie kommen Sie denn darauf?
Ich: Ja, wissen Sie, ich habe zu Hause einen B-Test gemacht!
Er: Warum sagen Sie mir das erst jetzt?
Ich: ... (Schweigen)

Darauf befahl er mir in einem barschen Ton, ihm zu folgen. Ich glaube, er war ganz schön sauer, weil er meine Schwangerschaft nicht festgestellt hatte. Er untersuchte mich mit einem Ultraschallgerät , und seine Bemerkung : ' Ja , tatsächlich , das ist eine Schwangerschaft (...)', gefiel mir überhaupt nicht. Trotzdem hätte ich noch sehr viele Fragen an ihn gehabt: Wie ich mich z.B. nun ernähren soll, ob durch meine Behinderung eventuell Komplikationen auftreten können usw. Aber stattdessen traute ich mich nur, ihn zu fragen, wann ich denn nun wiederkommen sollte; woraufhin er mir entgegnete: "Wenn Sie das Kind haben wollen, dann kommen Sie mal wieder so in vier Wochen."

Freudestrahlend verließ ich die Praxis. Ich konnte es kaum abwarten, W. zu sagen, daß ich wirklich schwanger bin, denn nun hatte ich es ja schließlich von einem Fachmann gehört.
Bei meiner Erzählung merkte ich plötzlich, daß das eben bei Dr. R. ganz schön beschissen abgelaufen war. Eigentlich hätte es Dr. R. doch auffallen müssen, daß ich schon seit 2 1/2 Monaten keine Regel mehr hatte. Ich tröstete mich aber mit dem Gedanken, daß das bei nichtbehinderten Frauen ähnlich abläuft. Meine Freundin S. (nicht behindert) hatte drei Wochen zuvor ein Baby bekommen.
Durch diese Umstände fühlte ich mich besonders zu ihr hingezogen. Denn hier gab es plötzlich etwas, was wir gemeinsam hatten. Auch ihr erzählte ich von meinem Besuch bei dem Frauenarzt. Lange Gespräche überzeugten mich dann endlich, den Frauenarzt zu wechseln. Sie sagte, daß ihr Frauenarzt ihr zu ihrer Schwangerschaft gratuliert habe. Diese Erfahrung machte ich dann auch, nachdem ich den Frauenarzt gewechselt hatte.

Meine Mutter reagierte auf meine Schwangerschaft zunächst recht skeptisch. Von Freude, daß sie nun Oma wird, war erst mal keine Spur. Im Gegenteil! Sie fragte mich, ob ich noch ganz bei Trost wäre, und außerdem, wie ich mir das so vorstellen würde mit meiner Behinderung und meinem dicken Bauch. Daß sie mir Mut gemacht hat, das kann ich nicht sagen.
Erst gegen Ende meiner Schwangerschaft bekam ich immer gutgemeinte Ratschläge, ich solle nichts anstellen. Was sie damit gemeint haben könnte, ist mir bis heute nicht klar.

Mein Freundeskreis nahm meine Schwangerschaft dagegen recht gelassen hin. Aber Leute, die mich nicht kannten, dachten, dieser

dicke Bauch gehöre zu meiner Behinderung.

Schon sechs Wochen vor dem errechneten Geburtstermin meldete ich mich im Krankenhaus meiner Wahl zur Entbindung an.
Das Baby kam aber nicht zum errechneten Zeitpunkt, sondern zwölf Tage später. In diesen zwölf Tagen ging ich fast täglich ins Krankenhaus zur Untersuchung. Der Chefarzt der Entbindungsabteilung schlug mir vor, mein Kind doch durch einen Kaiserschnitt zur Welt zu bringen, denn das sei wohl in meinem Fall das Einfachste. Eine Alternative hat er mir erst gar nicht vorgeschlagen. So dachte ich mir, der Kaiserschnitt ist wohl das Einfachste für ihn. Energisch lehnte ich den Vorschlag des Chefarztes ab, mit der Begründung, daß bis jetzt ja noch keine Komplikationen zu erwarten wären.
In der Nacht, in der die Wehen begannen und auch in regelmäßigen Abständen kamen, fuhr ich ins Krankenhaus. Ich wurde aber wieder nach Hause geschickt; am Nachmittag sollte ich wiederkommen. Inzwischen waren aber die Wehen kaum noch spürbar, das Fruchtwasser war schon grün, und ich sollte an den Wehentropf gehängt werden. Da ich an meinen Armen aber schwerbehindert bin, ist es nicht möglich, meine Adern für irgendwelche medizinischen Zwecke zu nutzen. Das sagte ich auch den Ärzten, die mich betreuten. Aber sie haben mir nicht geglaubt, und inclusive Medizinstudenten durften alle mal in meine Arme stechen, um mich vom Gegenteil zu überzeugen. Diese Tortur dauerte 1 1/2 Stunden, jedoch ohne jeglichen Erfolg. Inzwischen war ich schon recht fertig, bzw. wurde auch recht fertig gemacht — vom sanften Geburtserlebnis war hier keine Spur mehr zu verspüren.
Ich weiß heute nicht mehr, wer damals die Idee hatte, es mit einer Braunüle am Hals zu versuchen. Der erste Versuch schlug ebenfalls fehl, beim zweiten hat es dann geklappt. Durch die ganze Aufregung bedingt, waren meine Wehen inzwischen stark genug, so daß mir der Wehentropf erspart blieb. Trotzdem wurde ich an eine Kochsalzlösung angeschlossen, die verhindern sollte, daß mein Blut gerinnt.
So mußte ich die ganze Zeit liegen, und mein Wissen über Wehenveratmung war hiermit zunichte gemacht, denn mit der Kochsalzlösung am Hals konnte ich mich weder zur Seite drehen noch konnte ich sitzen. Ich durfte mich kaum bewegen, weil sonst die Braunüle aus der Vene gerutscht wäre. Ich dachte immer, das schaffe ich nie. Getröstet wurde ich immer mit den Worten:

"Das dauert noch eine Weile." Und ich weiß nicht mehr, jedenfalls plötzlich war das Baby da. Nach dieser Horrorgeburt hatte ich noch monatelang Alpträume übers Kinderkriegen.

Ich dachte: "Jetzt gibt es so bald keine Probleme mehr". Doch ich wurde sehr bald eines Besseren belehrt:
Auf der Entbindungsstation war ich die erste behinderte Mutter. Ich hatte mit noch zwei Frauen ein Rooming-in-Zimmer. Nachts aber war ich leider gezwungen, F. ins Kinderzimmer abzugeben, weil ich es nicht geschafft habe, ihn selbständig aus seinem Bettchen herauszuheben. Die Bettchen waren so konstruiert, daß sie am Fußende auf der Griffstange des Bettes der Mutter angebracht waren. Also für mich viel zu hoch. Meine Mitbewohnerinnen wollte ich nicht um Hilfe bitten, da sie selber genügend Streß mit ihren eigenen Kindern hatten. Tagsüber hatte sich das Problem so gelöst, daß mir entweder die Schwestern halfen, oder mein Freund verbrachte den Tag mit uns. Für Rooming-in hatte ich mich u.a. auch entschlossen, weil ich stillen wollte. Doch das wurde hier im Krankenhaus für mich zu einem riesigen Problem.
Im Kinderzimmer wurde F. immer mit der Flasche zugefüttert, aber ohne meine Zustimmung und ohne mein Wissen. Tagsüber wunderte ich mich, warum mein Kind nicht richtig trinkt. Ich mußte immerzu nach der Schwester klingeln, damit sie mir helfen konnte, F. richtig an die Brust zu legen. Doch kaum hatte die Schwester das Zimmer verlassen, drehte F. den Kopf zur Seite, weil es ihm zu anstrengend war, an der Brust zu trinken, und schrie. Daraufhin mußte ich wieder nach der Schwester klingeln, da ich ihn mir selber nicht anlegen konnte. Und dann kam die Schwester wieder, jetzt schon etwas weniger nett, legte ihn mir wieder an die Brust und verschwand wieder aus dem Zimmer. F. drehte den Kopf zur Seite, und ich mußte schon wieder nach der Schwester klingeln. Ich war wütend und frustriert zugleich, denn so ging das nun schon seit drei Tagen. Ich bestand darauf, mit dem Oberarzt zu sprechen. Der löste mein Problem sehr schnell und einfach. Ich durfte am nächsten Tag mit meinem Kind nach Hause gehen; sicherlich auch, um die Stationsschwestern zu entlasten.

Zu Hause aber war ich mit meinem Stillproblem mir völlig alleine überlassen, bis auf eine Stunde am Tag, denn da kam die Hebamme. Nach 14 Tagen Stillstreß war ich nervlich so fertig, daß ich mich zum Abstillen entschloß.

Meine Nerven aber waren nicht nur vom Stillstreß völlig runter. Oft kam ich mir so vor, als ob ich nur F.'s Futterkrippe wäre. Das kam sicherlich dadurch, daß alles andere, was es für oder mit F. zu tun gibt — sei es ihn zu wickeln, zu baden, zu tragen, zu schaukeln usw. — W. machen mußte, da ich es mit meiner Behinderung nicht schaffte.
Irgendwie war ich unheimlich sauer auf W., ja, ich würde fast sagen eifersüchtig, denn er konnte so viel machen, und ich konnte nur die Brust hinhalten, und noch nicht einmal das klappte richtig.
Ich stillte also ab. Für F. gab es nun die Flasche. Hier hatte ich dann zum ersten Mal richtige Erfolgserlebnisse mit ihm, und es wurden von nun an immer mehr.

Da W. noch andere Dinge machen möchte und auch muß, war es für ihn nicht möglich, sich rund um die Uhr um F. zu kümmern.
Ich stellte also beim Sozialamt einen Antrag auf eine Haushaltshilfe. Doch bevor das Sozialamt diesen Antrag genehmigte, besuchte mich die zuständige Amtsärztin, um sich davon zu überzeugen, ob ich F. nicht doch selbst versorgen könne. Sie ließ sich F.'s Untersuchungsheft zeigen und meinte dann schließlich:
"Na Gott sei Dank ist mit dem Kleinen alles in Ordnung." (Behinderte Frauen bekommen wohl auch behinderte Kinder!)

Nun bin ich schon seit einigen Monaten Mutter. Was ich in dieser Zeit alles erlebt habe, möchte ich auch erzählen, denn ich bin fest davon überzeugt, daß diese Erlebnisse einzig und allein mit meiner Behinderung zu tun haben.

Wenn ich so mit F. und meinem Freund spazieren gehe, dann ist das zunächst einmal ein nicht so ganz alltägliches Bild. Ich sitze im Rollstuhl, auf meinen Beinen halte ich eine Babytragetasche und W. schiebt mich, bzw. uns.
Da gibt es doch Leute, die kommen auf uns zu, glotzen in die Tragetasche und fragen: "Na, ist es auch gesund?"
Sie heben ohne Erlaubnis die Decke hoch und meinen voller Mitgefühl: "Gut, daß alles an ihm dran ist!" Und ich, ich muß immer ein freundliches Gesicht machen, denn sonst bin ich ja keine gute Krüppelmutter. (Oder kann die als Krüppel überhaupt eine gute Mutter sein?!)
Da sind Kinder doch ehrlicher, denn sie fragen, was sie denken. Z.B.: "Ist dein Baby auch gelähmt?"

Vor einiger Zeit hatte ich ein Erlebnis, das ich bestimmt nicht so schnell vergessen werde. Ich war wieder einmal mit W. und Kind einkaufen. Bei der Drogerie mußte ich draußen mit F. warten, weil es dort einfach zu eng ist, um mit dem Rollstuhl durchzufahren.
Zwei Omis gehen auf der anderen Straßenseite, sehen mich und kommen rüber.
Oma A.: "Ist das Ihr Kind? Ach wie süß!"
Ich: (Bin ganz stolz) "Natürlich ist das mein Kind!"
Oma B.. "Das glaube ich nicht!"
Ich: ... bin sprachlos ...

Dann kommt zum Glück W. aus dem Geschäft, und die peinliche Situation ist zu Ende. Wir trennen uns.
Sauer war ich nicht, eher etwas enttäuscht, denn hier hatte ich plötzlich den zweiten Beweis, daß behinderte Frauen jegliche Sexualität abgesprochen wird. Warum diese Omas so reagiert haben, ist doch klar: Behinderten Frauen traut man keine Schwangerschaft zu! (Erinnert sei an meinen Arzt, meine Mutter, an das Krankenhaus).

Es soll hier aber jetzt nicht der Eindruck entstehen, als ob es nur solche biestigen Leute gäbe. Meine Erfahrungen waren auch schon so, daß mich Leute bewundern, bzw. meinen Mut bewundern.
Würde sich die ganze Einstellung Behinderten gegenüber ändern, dann bräuchte ich auch nicht dieses "Bewundertwerden" von den anderen.

"Ihr könnt dem Kind doch gar kein Vorbild sein!"

Ich wußte genau, jetzt war's passiert. Nach drei Wochen bangem Warten, ob oder ob nicht, schickte ich mich selbst total verschüchtert in die Apotheke, um mir den B-Test zu besorgen.
Ich ging schon sehr früh, weil ich dachte, daß dann noch nicht so viele Leute anwesend waren. Ich hatte recht mit meiner Überlegung. Mein Herz klopfte, aber die Apothekerin lächelte mich freundlich an, und ich äußerte erleichtert meinen Kaufwunsch. Dann schwebte ich nach Hause.

Dies war die erste einer Reihe von Hürden, die ich in der ersten sensiblen Phase eines ganz neuen, mir noch unbekannten, Zustandes nahm.
Der nächste Schritt war der Gang zum Arzt, nachdem sich meine Vermutung schwanger zu sein, laut B-Test als richtig erwiesen hatte. Da ich schon jahrelang den gleichen Frauenarzt hatte und ihm früher schon von meinem Wunsch nach Kindern erzählt hatte, stellte er mir außer den bekannten Fragen nach der letzten Regelblutung etc. nur noch einige Fragen zu meiner Behinderung. Auf den berüchtigten Stuhl brauchte ich auch nicht. Er glaubte dem Ergebnis des Testes. Dann rechnete er den vorläufigen Entbindungstermin aus er deckte sich mit meiner Berechnung, nämlich der 6. Juni 1980 gab mir einen neuen Termin zur nächsten Vorsorgeuntersuchung, wünschte mir Glück, und das war's dann.

Das eigentlich Schwierige in dieser Situation war für mich, erstmal den Mund zu halten und gar nichts zu sagen, weder den Eltern noch den Bekannten noch der ganzen Welt. Ich wollten diesen Umstand zuerst einmal selber packen und einordnen. Meinem Freund ging es genauso. Aber lange hielt ich das nicht aus. Zu groß war unsere Freude.
Schon am zweiten Tag nach der offiziellen Feststellung leitete ich einen Telefonrundspruch ein. Doch was da meine Ohren erreichte, war teilweise die absolute Spitze an Dummheit und sogar Unverschämtheit. Es reichte von "Wie konntet ihr nur?" über "Wer soll

das Kind denn nehmen?", bis "Ihr könnt dem Kind doch gar kein Vorbild sein!".
Aber es gab auch Hurrarufe und Glückwünsche, und die kamen von weitaus kompetenteren Leuten.

Als ich in den folgenden Monaten meinen immer dicker werdenden Bauch durch die Straßen H.'s schob, blieb so mancher braver und biederer Bürger stehen und hielt sich die Augen fest, damit sie ihm nicht herausfielen. Aber dazu konnte ich nichts, und ich ließ mich auch nicht beirren.
Es hat eigentlich sehr lange gedauert, bis ich soweit war, aber sollte ich mich neun Monate lang hinter unserem Ofen verkriechen. Gespräche mit guten Freunden machten mir klar, daß ich dies überhaupt nicht nötig hatte. Nichtbehinderte Schwangere werden genauso blöd angegafft.

Gegen Ende der Schwangerschaft belegte ich pflichtgemäß einen Gymnastikkurs und mit meinem Freund zusammen einen Säuglingspflegekurs. Das Gefühl, ernstgenommen zu werden, hatte ich in keinem der beiden Kurse.
Ich empfing ständig mitleidige Blicke (Armes Hascherl, du). Mein Freund war für die bösen vorwurfsvollen Blicke zuständig. Als die anderen Kursteilnehmer dann auch erfuhren, daß wir nicht verheiratet waren und obendrein auch nicht vorhatten, dies nachzuholen, zweifelte man völlig an meinem Verstand. An meinem, wohl bemerkt, nicht an dem meines Freundes.
– Und so rückte der errechnete Geburtstermin immer näher, aber es tat sich überhaupt nichts. Mir ging es nach wie vor so irre gut, als ob überhaupt nichts wäre.
Eine Woche nach dem Termin rief mein Arzt (ist natürlich nicht nur meiner) in der Entbindungsklinik zwecks Geburtseinleitung an.
Wenn ich nicht so verdammt neugierig auf das in mir zappelnde Etwas gewesen wäre, hätte ich nie meine Einwilligung dazu gegeben. Denn was nun kam, war die absolute Härte.

Am nächsten Morgen, es war ein drückend heißer Morgen, dieser 14. Juni 1980, fuhren mein Freund und ich in aller Frühe um halb sieben (also kurz vorm Aufstehen) in die Klinik. Heino wollte bei der Geburt dabei sein.
Nach den üblichen Formalitäten, die ja nun mal sein müssen, ka-

men wir auf die Entbindungsstation. Hier erwartete uns eine abgehärmte, eisgraue Hebamme, die mich gleich in den "Vorbereitungsraum" bugsierte.
Vorbereitung hieß Rasur und Einlauf. Obwohl ich beteuerte, zu Hause schon Stuhlgang gehabt zu haben, nein, der Einlauf mußte sein.
Da der Chefarzt, der üblicherweise die Fruchtblase "sprengt", noch nicht da war, konnte ich, nur mit einem weißen Anstaltshemdchen bekleidet, zurück zu meinem Freund auf den Flur. Wir wanderten noch gut eineinhalb Stunden den Flur auf und ab.
Dann kam der Chefarzt angerauscht, hinter ihm noch ein ganzes Heer von Ärzten, Assistenten und Schwestern. Er riß die Tür des Kreißsaals auf und sagte nur: "Na, dann wollen wir mal".
Ich mußte mich auf das Bett legen (mein Freund wurde hinausgeschickt), die Beine breit machen und dann öffnete mir dieser Kaventsmann von Arzt mit seinen ungeheuer breiten und dicken Wurstfingern die Fruchtblase. Ich schrie so laut, daß mein Freund auf dem Flur dachte, das Kind sei schon da.
Er kam weiß wie eine Wand wieder zu mir. Dann wurde mir der Tropf angelegt, und wir wurden wieder alleingelassen. Dies alles geschah ziemlich wortlos. Ich begreife bis heute noch nicht, wieso ich mir das in dieser Form gefallen ließ. Andere Frauen wären vielleicht pfiffiger gewesen als ich. Dann begann das große Warten auf die ersten Wehen.
Ich horchte gespannt ich mich hinein, aber nichts tat sich. Ungefähr nach einer halben Stunde spürte ich ein leichtes Ziehen im Unterleib. Es war 10.30 Uhr, als es langsam losging. Um 17.45 Uhr erblickte unsere kleine Tochter das Weiß des Lakens. Mein Freund, der sich intensiv darauf vorbereitet hatte, mir während des eigentlichen Geburtsvorganges zu helfen, wurde wie ein Statist beiseite geschoben und dazu verdammt, meine Hände zu halten und meine geschlossenen Augen zu sehen, wovon ich natürlich gar nichts hatte. Später, als dann alles vorbei war, konnte ich vor lauter Schwachheit die Kleine kaum halten, von Anlegen konnte überhaupt keine Rede sein.
Obwohl ich bei der Anmeldung zur Geburt mit dem Krankenhaus Rooming-in vereinbart hatte, wurden wir dennoch getrennt. Meine Tochter kam auf die Säuglingsstation und mich verfrachtete man in ein großes Gemeinschaftszimmer mit acht Betten. Angeblich waren die anderen Zimmer alle belegt. Ich hatte in einer berühmten Zeitschrift von der Phase des ersten Blickkontaktes zwischen

Mutter und Kind gelesen, die so wichtig gewesen wäre, aber ich konnte davon überhaupt nichts umsetzen. Sie ging in der Krankenhausroutine unter.

Nach dem kärglichen Abendbrot fiel ich in einen totenähnlichen Schlaf, der gegen 4.00 Uhr früh unterbrochen wurde, als eine Kinderschwester mir wieder wortlos mein Kind, das mit einem Fläschchen bewaffnet war, in die Arme drückte. Was ich zu tun hatte, erfuhr ich erst von den anderen Frauen.
Ich hatte gelesen, daß gleich nach der Geburt die Vormilch einschießt bzw. schon da ist, ehe das Kind zur Welt kommt und daß dieses "Kolostrum" am allerbesten zur Ernährung eines frischgeborenen Säuglings geeignet sei.
Also fragte ich die Schwester, ob sie mir beim Anlegen behilflich wäre, bekam aber nur die lakonische Antwort "keine Zeit" zu hören. Leider gab ich mich damit zufrieden und meiner Kleinen das mitgeführte Fläschchen. Anschließend wurden die Kinder wieder wortlos eingesammelt. Ich sah das Kind nur zu den Mahlzeiten.
Nach zwei Tagen konnte ich in ein anderes Zimmer einziehen, in dem ich meine Daniela den ganzen Tag dabei hatte. Aber auch hier wurden die Kinder früh wortlos ausgeteilt und abends genauso wortlos wieder eingesammelt. Dieser Vorgang erinnerte mich an einen Briefträger, der die Post in die Briefkästen verteilt.

Als ich nach sechs Tagen wieder nach Hause entlassen wurde, stellte der Arzt mir ein Rezept für eine elektrische Milchpumpe aus, ohne im entferntesten daran zu denken, es mir mal richtig zu zeigen. Stillen kann man nämlich lernen.

Die ersten Tage und Wochen waren so streßgeladen, daß ich schon dachte, die anderen hätten doch recht, wenn sie meinten, ich schaffte das nicht.
Aber ich wollte es schaffen und schaffte es dann schließlich auch.

Daniela ist ein sehr waches und intelligentes Kind. Deshalb gab ich sie schon mit sechzehn anstatt mit achtzehn Monaten in eine Kleinkindergruppe, damit sie mit der Sprache nicht in Verzug geriete. Es wurde mir nämlich immer nahegelegt, daß ich es ja nicht versäumen sollte, rechtzeitig etwas für Danis normale Sprachentwicklung (weil ich selbst sprachbehindert bin) zu tun.
Ich fand dieses Gerede ziemlich überflüssig, denn daß ich hier et-

was unternehmen müßte, war mir von vornherein klar.
Nach den anfänglichen Trennungsängsten, sowohl auf ihrer als auch auf meiner Seite, lebte sie sich sehr schnell dort ein und fühlte sich recht wohl unter den Kindern.
Ich hatte wieder ein bißchen Zeit für mich, stellte aber zu meinem Erschrecken fest, daß ich gar nichts mehr damit anzufangen wußte. Ich dröselte mehr oder weniger lustlos in meinem Haushalt herum und sah nur auf die Uhr, wann es Zeit war, Dani wieder abzuholen.

Heute ist Daniela fast vier Jahre alt und geht ganztägig in eine Kindertagesstätte. Sie hat inzwischen eine kleine Schwester, den Leuten hat es die Sprache verschlagen, d.h. sie reden nichts Überflüssiges mehr, was ich als sehr wohltuend empfinde.

BERUFLICHE ERSTAUSBILDUNG BEHINDERTER MÄDCHEN

Die berufliche Rehabilitation umfaßt alle Maßnahmen, die erforderlich sind, um Behinderte auf Dauer in den Arbeitsprozeß einzugliedern, insbesondere Hilfen zur Erhaltung oder Erlangung eines Arbeitsplatzes, Ausbildung, Fortbildung und Umschulung.

Im Juni 1980 erklärte die Weltfrauenkonferenz der Vereinten Nationen:
"Behinderte Frauen und Männer haben zwar das gleiche Recht ein menschenwürdiges Leben zu führen, einschließlich der Allgemein- und Berufsbildung; behinderte Frauen stoßen jedoch auf besondere Schwierigkeiten, ihre individuellen Fähigkeiten und Kenntnisse maximal zu entfalten, möglichst unabhängig zu werden und voll am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen." (1)

Die Berufsausbildung von Behinderten erfolgt fast immer in Sondereinrichtungen wie Berufsbildungs-, Berufsförderungswerken und Werkstätten für Behinderte. Im folgenden stellen wir exemplarisch die Möglichkeiten der beruflichen Rehabilitation für frühbehinderte Mädchen dar.

Aus behinderten Mädchen werden behinderte Frauen gemacht.

Obwohl behinderten Mädchen einerseits jegliche Sexualität aberzogen wird, erfahren sie trotzdem eine geschlechtsspezifische Erziehung. Andererseits werden sie aber auch ermutigt, eine qualifizierte Ausbildung zu absolvieren, um so ihre spätere Versorgung sicherzustellen. Die Mehrzahl der behinderten Mädchen schließt die Sonderschule mit einem Sonderschul-Hauptschulabschluß ab, womit sie nur schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben. Nur die wenigsten erhalten eine qualifizierte Ausbildung aufgrund verschiedener günstiger Bedingungen, wie z.B. engagiertes Elternhaus, gute schulische Leistungen...

Nach der Schule beginnt dann die Suche nach einer Lehrstelle. Vom Arbeitsamt werden wir oft nur mangelhaft beraten.
"Als ich dann die Handelsschule gemacht hatte, war irgendwo die Frage, was wir damit später im Beruf anfangen sollten, überhaupt nicht gegeben. Die meisten ... sind irgendwo in Büros verschwunden. Ich hab' zwar damals in der Handelsschule unheimlich gern Englisch gemacht, zwar nicht viel, aber ich hab' immer gedacht, ich könnte vielleicht weiterlernen. Sprachen lernen, so ganz vage. Aber das war bei uns überhaupt nicht möglich in der Umgebung, wo ich zu Hause war am nördlichen Rand des Ruhrgebietes. Da ist halt ziemlich viel Industrie, und zu der Zeit gab es wohl auch noch Bürojobs. Ich bin dann ans Arbeitsamt vermittelt worden, habe diesen Idiotentest gemacht. Und die haben dann sofort die Schotten dicht gemacht und gesagt: 'Nee, also wir können sie nicht vermitteln, das ist überhaupt nicht baulich gegeben. Wo sollen wir sie hinstecken?' " (2)

Derartige Erlebnisse sind kein Einzelfall:
"1970 hatte ich dann also meinen Hauptschulabschluß.
Jetzt sollte meine Berufsausbildung beginnen. Zunächst mußte ich einen Eignungstest auf dem Arbeitsamt machen. Das Ergebnis war niederschmetternd. Sie wollten mich in eine Werkstatt für Behinderte stecken. Ich lehnte das ab. Darauf boten sie mir eine Ausbil-

dung als Telefonistin an, was bei meiner Sprachbehinderung unsinnig ist. Ich selber wollte gerne im Büro oder in der Verwaltung arbeiten. Auf Kosten meiner Eltern kam ich in das Berufsförderungswerk Bad Wildbad/Schwarzwald, um dort eine Büroausbildung zu machen."

Behinderte Mädchen erhalten keine individuelle Beratung, die ihre Neigungen und Bedürfnisse berücksichtigt, sondern werden in die üblichen Klischeevorstellungen gepreßt.
"Im letzten Schuljahr der Sonderschule kam der Berufsberater. Und dann haben sie gemeint, ich sollte Schneiderin werden. Ich wäre doch so begabt in Handarbeiten, aber dann wollte ich das nicht. Na, dann hab' ich halt gesagt, irgend so etwas mit Büro. Ich hatte ja keine Vorstellungen. Ich wußte ja nicht, was ich wollte. Aufgrund meiner Deutschleistungen haben sie dann gemeint, das ginge wohl nicht, da müßte ich wohl noch etwas tun. Dann haben sie mit mir einen Test gemacht, und dann meinten sie, ich könnte wohl Bürokauffrau werden. Dann bin ich in das A.-Stift in H. gekommen. Meine Eltern meinten auch, Büro wäre wohl das richtige für mich. Die hatten ja auch keine Ahnung, was ich sonst machen sollte. Ich hab' dann den Hauptschulabschluß gemacht. Was willst du denn sonst machen, wenn du keine großen Ideen hast. Heute könnt ich mir vielleicht etwas anderes vorstellen, was ich vielleicht hätte lernen können. Die Beratung war 1967. Ich denke, daß die so fest gefahrene Klischeeberufe haben."

Eine Frau gehört in einen typischen Frauenberuf! Dabei wird im Einzelfall noch nicht einmal eine vorhandene Sehbehinderung berücksichtigt:
"Daraufhin war ich mit meiner Mutter bei der Berufsberatung des Arbeitsamtes. Da ich aber 'trotz meiner Musikalität' keine Musikinstrumente und Schallplatten verkaufen wollte, schlug mir der Berufsberater noch 'Hauswirtschaftsleiterin' und 'Diätassistentin' vor. Obwohl ich nicht das geringste Interesse an diesen Berufen hatte und es mir nicht vorstellen konnte, mit Häubchen und Schürze in Töpfen zu rühren, habe ich mir die Broschüren mit den Arbeitsplatzbeschreibungen zu Hause angesehen.
Auf der ersten Seite der Broschüre über die Diätassistentin stand:

> 'Wichtig!
> *Besonders wichtig für die Ausübung des Berufs der Diätassistentin ist gutes Sehen und Riechen.' "*

Behindertenexperten wie Rehaberater, Psychologen, Erzieher, Sozialarbeiter, Ärzte und Therapeuten schreiben das veraltete Bild der Frau, die als treusorgende Mutter und Ehefrau im Haushalt ihre Erfüllung findet oder die eine berufliche Tätigkeit wie Bürogehilfin, Bürokauf-"mann", Sekretärin, Näherin oder Schneiderin ausübt, für uns behinderte Mädchen weiter fest.

"Nach den bisherigen Erfahrungen der Berufsberater und Pädagogen werden von verhaltensgestörten Jugendlichen häufig Kompensationsberufswünsche genannt. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen: 50 % aller Mädchen einer Heimschule für Erziehungshilfe interessierten sich ausschließlich für Berufe im pädagogischen und pflegerischen Bereich. Andere verhaltensgestörte Mädchen wünschten sogenannte 'typische Männerberufe', zum Beispiel Kfz-Mechaniker, Tischler, Schlosser, Elektroniker." (3)

Hier wird die Wahl eines sog. Männerberufs als Indiz für eine Verhaltensstörung gewertet. Und die Bundesanstalt für Arbeit, die das Monopol bei der Berufsberatung Jugendlicher hat, fragt sich:
"Was wird nach der Ausbildung? Wie steht es um das Vorankommen im Beruf, um Weiterbildung und Aufstieg? Steht der Beruf im Mittelpunkt der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung oder mehr am Rande? Wird der Beruf 'seinen Mann' ernähren und dies möglichst ein ganzes Berufsleben lang? Gibt es Möglichkeiten des Selbständigmachens? Welche Chancen haben Mädchen eventuell zur späteren Rückkehr nach vorübergehendem Ausscheiden aus dem Beruf?." (4)

Um dem behinderten Mädchen einen optimalen Start ins Leben zu ermöglichen, hält die Erzieherin Isolde Emich es für notwendig, es in Maschinenschreiben und Stenographie auszubilden. (5)
Auf der anderen Seite werden wir, wenn wir besonders begabt und intelligent erscheinen, im Vergleich zu nichtbehinderten Mädchen in ähnlichen Situationen mehr in unserer schulischen und beruflichen Ausbildung unterstützt und gefördert.
"Ich habe in der zweiten Handelsschulklasse eine Berufsberatung über mich ergehen lassen durch das Arbeitsamt mit dem Ergebnis, daß am Schluß folgendes gesagt wurde: Ich betone nochmal, ich war in der zweiten Handelsschulklasse. Der Psychologe sagte: 'Es wäre allerdings meines Erachtens sehr bedauerlich, wenn dieses begabte Mädchen nach Abschluß der Handelsschulklasse doch direkt

in einen Beruf ginge. Meines Erachtens wären dann die begabungsmäßigen Möglichkeiten in keiner Weise ausgenützt. Gerade wegen ihrer schweren Behinderung bin ich der Meinung, daß man der besseren beruflichen Startchancen willen alles versuchen sollte, sie schulisch so weit wie möglich zu fördern. Alle Möglichkeiten würden sich nach Abschluß der Handelsschule bieten, etwa
a) Besuch des Gymnasiums für Körperbehinderte in Hessisch-Lichtenau,
b) Besuch einer Wirtschaftsoberschule bzw. höheren Handelsschule mit dem Ziel einer fachgebundenen Hochschulreife und dann vielleicht auch eines späteren Hochschulstudiums' (Zitat aus dem Gutachten)!"

In der Erwartung, daß bei uns der Bereich der familialen Reproduktion ausfällt und wir für Männer als adäquate Partnerinnen und Lebensgefährtinnen nicht interessant sind, wird unser Intellekt unter Negierung unseres Frau-Seins geschult. Wir werden von unserer nichtbehinderten Umwelt als Kopfarbeiterinnen ohne Körper wahrgenommen. Bei der Berufswahl werden nicht unsere Interessen als behinderte Frauen berücksichtigt, sondern entscheidend ist, daß wir die Erwartungen erfüllen, die die Gesellschaft an uns hat.

"Das ist doch besser als gar nichts!"

Behinderte Mädchen haben aufgrund der Tatsache, sowohl Frau als auch behindert zu sein, erhebliche Schwierigkeiten, auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt eine Lehrstelle zu finden. Oft erhalten sie eine Stelle nur über persönliche Beziehungen und Verbindungen. Gelingt es uns aufgrund derartiger glücklicher Umstände, einen Ausbildungsplatz in einem Betrieb zu ergattern, wird von uns erwartet, daß wir die Rolle des dankbaren Krüppel-Fräuleins übernehmen und keine Rechte als Arbeitnehmerinnen fordern.

Eine behinderte Frau, die eine Lehre als Bürogehilfin in einem Betrieb der freien Wirtschaft absolvierte, erzählt:
"Also die Bürogehilfinnenlehre wäre normalerweise zwei Jahre gewesen. Aber weil ich die Handelsschule hatte und auch durch die gute Leistung beim Tippen, haben sie mir ein halbes Jahr erlassen. Und dann ging's jetzt darum: Ich konnte nicht wie jede andere Auszubildende innerhalb dieses Werkes von einer Abteilung in die andere gehen. Also die gehen dann beispielsweise einmal in die Personalabteilung, in die Betriebskrankenkasse oder sonst was. Das gehört dazu. Die haben also von Anfang an gesagt, das geht nicht bei ihnen, und wir können sie überhaupt nur in eine Abteilung vermitteln, die rollstuhlzugänglich ist. Obwohl, das war getürkt. Das habe ich gemerkt. Ich hätte genauso gut auch in diesen Verwaltungsbauten arbeiten können. (...) Aber ich hab' damals – ich weiß nicht, ich war auch, weißt Du, nach so einem langen Heimaufenthalt. Du warst total angepaßt und du warst halt auch wie dieses übliche Krüppelchen, lieb und dankbar.
Froh, überhaupt etwas zu kriegen. Und mein Vater hat auch immer gesagt, sei froh, daß du was kriegst. Du kannst nicht noch Ansprüche stellen."

Daß wir als Krüppel keine Ansprüche stellen dürfen, das haben wir in unserer Kindheit gelernt und später dann verinnerlicht. Auf der Suche nach einem Ausbildungsplatz geben wir dem Druck unserer Umwelt nach und nehmen irgendeinen x-beliebigen Ausbildungs-

platz an, um versorgt zu sein und nicht in einer Sondereinrichtung zu enden.

"Durch diese Erfahrungen eingeschüchtert, habe ich mich dann auf Drängen meiner Eltern und anderer Verwandter bei einem großen Chemie-Unternehmen ('Die nehmen auch solche Leute wie dich') um eine Lehrstelle als Bürokaufmann beworben.

Nach dem Eignungstest (Idiotentest) wurde ich zu einem Gespräch gebeten, in dessen Verlauf man mich zu überzeugen versuchte, daß ich mich viel besser für den Beruf der Stenokontoristin eignen würde. Auf meinen Einwand, daß ich sehr große Schwierigkeiten beim Lesen der Vorlage und des Stenogramms hätte, gingen die Ausbilder nicht ein. Sie sagten mir, ich könne es mir ja noch einmal überlegen, ob ich den Stenokontoristinnen-Lehrvertrag unterschreiben will oder nicht. Meine Eltern rieten mir natürlich, diesen Vertrag zu unterschreiben ('Das ist doch besser als gar nichts')."

Die meisten behinderten Mädchen finden jedoch keinen Ausbildungsplatz auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt, sondern werden vom Arbeitsamt zur Berufsausbildung in Berufsbildungswerke vermittelt. Berufsbildungswerke sind Sondereinrichtungen zur beruflichen Rehabilitation behinderter Jugendlicher, in denen nicht das duale, sondern ein integriertes Ausbildungssystem praktiziert wird. Während im herkömmlichen dualen System die Ausbildung zwischen Betrieb und Berufsschule geteilt ist, wird sie im Berufsbildungswerk als Einheit angeboten, verbunden mit einer internatsmäßigen Unterbringung (6).

Wir Behinderten erhalten unsere berufliche Ausbildung im Ghetto. Die Atmosphäre in den Rehabilitationszentren ist geprägt vom Leben in einer Mammuteinrichtung, entmündigender Unterbringung und extremen Leistungsanforderungen in der Schule und im Berufsbildungswerk (7).
In der Bundesrepublik führen zur Zeit 33 Berufsbildungswerke die berufliche Rehabilitation behinderter Jugendlicher durch. Obwohl generell der Staat die berufliche Ausbildung im schulischen Bereich übernimmt, wird die gesamte berufliche Erstausbildung Behinderter überwiegend der Kirche und anderen caritativen Trägern mit christlicher Grundausrichtung überlassen. Hierin besteht ein grundlegender Gegensatz zu den Trägern der Berufsförderungswerke, die Umschulungsmaßnahmen nach Unfällen und Erkrankungen erwachsener Berufstätiger durchführen. Diese unterstehen staatlichen Trägern und Berufsgenossenschaften.
Die Erstausbildung ist teurer. Frühbehinderte haben noch nichts geleistet. Und so zieht sich der Staat in diesem Bereich weitgehend aus der Verantwortung. Wir frühbehinderten Frauen werden hier einmal mehr benachteiligt.
Für alle Berufsbildungswerke gilt, daß sich das berufliche Angebot quantitativ weitgehend an Männern ausrichtet. Die Berufsbildungswerke verfügen über ein Platzangebot von jeweils zwischen 100 und 600 Plätzen. Der Anteil von Frauen beläuft sich auf ein Drit-

tel. Statistische Daten über den Anteil von Frauen in Berufsbildungswerken gibt es nicht.

Um zu erfahren, wie hoch der Anteil von Frauen in solchen Zentren ist und welche Berufe Frauen ergreifen, haben wir alle Berufsbildungswerke angeschrieben. Nur die wenigsten konnten oder wollten Angaben zum Anteil von Frauen unter den Auszubildenden machen. In den Statistiken und dem Prospektmaterial kommen wir Frauen nur selten vor. Auch daran ist abzulesen, daß unsere Ausbildung nach wie vor eine untergeordnete Rolle spielt. Und wenn überhaupt statistisches Material vorliegt, dann sehen die Angaben folgendermaßen aus:

Berufsbildungswerk	Behinderungsart	Anzahl der Plätze insgesamt	m	w	Träger
Abensberg	Lernbehinderte	351	260	91	Katholische Jugendfürsorge der Diözese Regensburg e.V.
Brakel	Lernbehinderte	232	ca.160	ca.72	Kolping-Gemeinde
Husum	Körper- u. Sinnesbehinderte	461	ca.330	131	Hilfswerk d.Nordischen-Ev.-Lutherischen Kirche

(8)

Ausbildungsberufe im Berufsbildungswerk Nürnberg

für Hör- und Sprachgeschädigte

Berufsfelder	Ausbildungsberufe		Ausbildungsdauer in Jahren
Wirtschaft und Verwaltung	Bürokraft		3
Metall	Werkzeugmacher		3½
	Dreher		3
	Mechaniker		3½
Zeichner	Technischer Zeichner		3½
	Teilzeichner		2
Elektro	Elektrogerätemechaniker	(1. Stufe)	2
	Energiegeräteelektroniker	(2. Stufe)	1½ (3½)
	Nachrichtengerätemechaniker	(1. Stufe)	2
	Feingeräteelektroniker	(2. Stufe)	1½ (3½)
Bau und Holz	Tischler		3
	Tischlerfachwerker		3
Textil und Bekleidung	Bekleidungsnäher	(1. Stufe)	1
	Bekleidungsfertiger	(2. Stufe)	1 (2)
	Damenschneiderin		3
Farb- und Raumgestaltung	Raumausstatter		3
	Maler (in Vorbereitung)		3
	Malerfachwerker (in Vorbereitung)		3
Ernährung und Hauswirtschaft	Hauswirtschafter(in)		3
	Hauswirtschaftstechnischer Helfer		2
	Koch (in Vorbereitung)		3
Zahntechnik	Zahntechniker		3½

Berufsvorbereitung	Förderungslehrgänge	1
	Eingliederungslehrgänge	1
	Berufsfindungen	3 Monate
	Arbeitserprobungen	1 Monat

(9)

Auch 1984 werden in Nürnberg ausschließlich männliche Jugendliche ausgebildet. Im BBW Brakel hat man im vergangenen Jahr mit der Ausbildung von Frauen angefangen: *"Die angeführten Berufe sind grundsätzlich für Mädchen offen. Inwieweit behinderte Mädchen diese Berufe ergreifen, bleibt dahingestellt. Unser Haus hat mit der Ausbildung mit Mädchen bisher noch wenig Erfahrung." (10)*

Die Berufsbildungswerke bieten im Durchschnitt jeweils 20 Berufe an. Obwohl häufig vermerkt wird, daß auch Mädchen grundsätzlich alle Berufe offen stehen, beschränken sich die Rehabilitandinnen in ihrer Wahl auf sechs Berufe.
Da auch in derartigen Einrichtungen nicht am herrschenden Rollenbild gerüttelt wird, finden sich Frauen immer wieder in sog. typisch weiblichen Berufen mit geringen Aufstiegschancen und Qualifikationen, die wenig zukunftsorientiert sind. Auch nachdem wir eine solche Berufsausbildung abgeschlossen haben, wird man(n) uns im Arbeitsleben nur eine Zubringerfunktion zuweisen, werden wir ständig von Rationalisierungsmaßnahmen bedroht sein.
Aber nicht einmal die wenigen zukunftsorientierten, sogenannten typisch weiblichen, Berufe sollen ausschließlich die berufliche Domäne von uns Frauen bleiben. Wenn die traditionellen Rollenvorstellungen tatsächlich ins Wanken geraten sind, schlägt sich diese Entwicklung in einigen Berufsbildungswerken darin nieder, daß die wenigen Berufe, die früher allein uns Frauen vorbehalten waren, oft auch für Männer angeboten werden, während es umgekehrt die große Ausnahme ist. So ist es durchaus denkbar, daß der Posten eines Hauswirtschafters von einem Mann ausgefüllt werden kann. Daß jedoch eine behinderte Frau Tischlerin wird, scheint wenig in das Denkschema der Verantwortlichen zu passen, wie folgende Auflistung der Berufsmöglichkeiten belegt:

Betr.: Anteil der männl. und weibl. Auszubildenden in den einzelnen Berufsfeldern

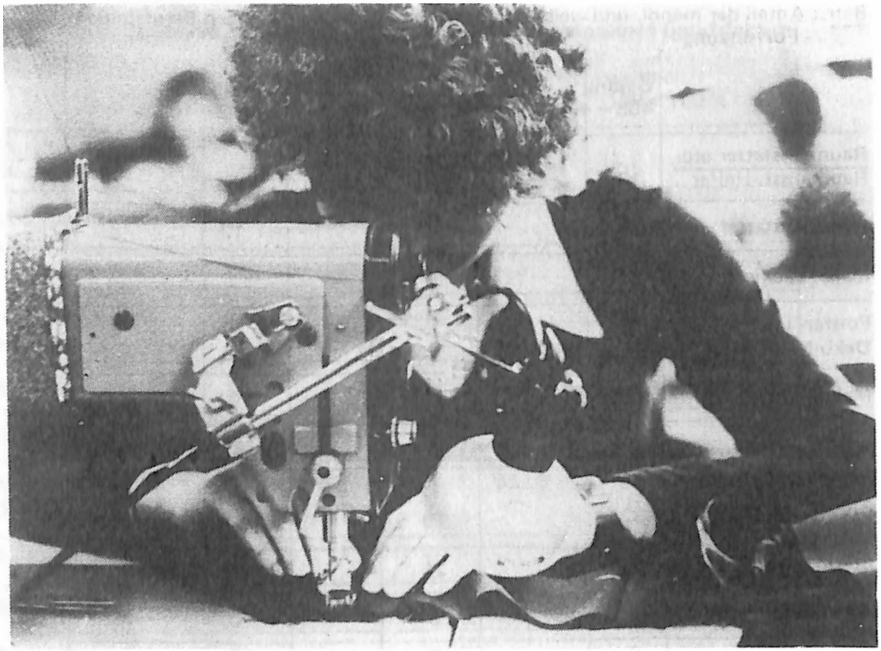
	Gesamt 463 = 100 %	männlich 331 = 100 %	weiblich 132 = 100 %
Metall			
Mechaniker	14	14	0
Maschinenbauer	0	0	0
Feinmechaniker	21	20	1
Werkzeugmasch.-Werker	15	15	0
Schlosser	11	11	0
Dreher	5	5	0
Metallwerker-Schweißer	0	0	0
Feinmechanikwerker	13	12	1
Metallwerker	7	7	0
Schweißer	2	2	0
Mechanikerhelfer	4	4	0
Gesamt	92	90	2
Elektro			
E.-Geräte-Mech.	15	15	0
Energie-Geräte-Elektroniker	5	5	0
Nachrichten-Gerätemech.	7	7	0
Funk-Elektroniker	6	6	0
AE-Elektronik	0	0	0
Gesamt	33	33	0
Holz/Kunsstoff			
Tischler	27	27	0
Tischlerhelfer	20	19	1
Gesamt	47	46	1

(11)

Betr.: Anteil der männl. und weibl. Auszubildenden in den einzelnen Berufsfeldern
- Fortsetzung -

	Gesamt 463 = 100 %	männlich 331 = 100 %	weiblich 132 = 100 %
Raumausstatter etc. Raumausst.-Helfer	19	10	9
Raumausstatter	25	13	12
Maler/Lackierer	7	6	1
Polster- und Deko-Näher	16	1	15
Malerhelfer	10	10	0
Gesamt	77	40	37
Kaufm.-Berufe Bürokaufmann	32	19	13
Büropraktiker	34	21	13
AE-Kaufm.-Ausb.	0	0	0
Gesamt	66	40	26
Zeichner Techn.-Zeichner Hochbau	27	15	12
Vorförderung Zeichnen	0	0	0
Gesamt	27	15	12
Techn.-Zeichnen Maschinenbau	36	21	15
Teilzeichner	5	2	3
Gesamt	41	23	18
Hauswirtschafterin Gärtner	16	1	15
Vorberufl.-Bereich Berufsfindung	32	25	7
Förderungslehrgang	32	18	14
Gesamt	64	43	21

(ebd.)



(12)

Näherei

In industrieähnlicher Weise werden die Mädchen an Spezialmaschinen in einem Jahr zur Bekleidungsnäherin ausgebildet. Bei entsprechender Leistung kann die 2. Stufe als Bekleidungsfertigerin angeschlossen werden.

Einen großen Bereich im Angebot der Berufsbildungswerke nimmt jeweils die Metallbranche ein. In derartigen Bereichen haben Frauen auf dem Arbeitsmarkt von vornherein schlechtere Chancen als Männer. Auch mit unseren eigenen, häufig ebenfalls von Klischees geprägten, Vorstellungen von einer angemessenen, befriedigenden beruflichen Aufgabe lassen sich Berufe in diesem Arbeitsfeld häufig nicht leicht vereinbaren. So bedarf es gezielter, unterstützender Maßnahmen, wenn wir derartige Berufe wählen. Ein solches auf die beruflichen Schwierigkeiten von Frauen zugeschnittenes Beratungs- und Förderungsangebot besteht in keinem der zahlreichen Berufsbildungswerke. Auch in derartigen Zentren, in denen eine ganze Schar von Spezialisten bereitstehen soll, um uns optimal auf das Berufsleben vorzubereiten, bleibt die Förderung von uns Frauen sehr beschränkt.

Qualität und Ausstattung der Berufsbildungswerke sind sehr unterschiedlich. Sie reichen von einfacheren Einrichtungen bis zu hochspezialisierten Rehabilitationseinrichtungen – wie Neckargemünd – mit einem großen Stab an Fachpersonal und kostspieligem Ausbildungsmaterial.

"Wir wurden dort richtig auf Leistung getrimmt."

Gemeinsam ist allen Berufsbildungswerken, daß die Leistungsanforderungen in der Ausbildung verhältnismäßig hoch gesteckt sind. Auf die Einhaltung der Regeln wird viel Wert gelegt. Die Auszubildenden unterliegen einer ständigen Kontrolle. Darüber hinaus üben die Kostenträger Druck aus, indem sie entscheiden, ob die Rehabilitand(inn)en das Geld, das in ihre Ausbildung investiert wird, wert sind oder anderenfalls,die Ausbildung abbrechen müssen (13).
Behinderte Mädchen, die eine Lehre in einem Berufsbildungswerk absolvieren, leiden unter dem dort herrschenden hohen Leistungsdruck. Die Ausbildung in der Sondereinrichtung erfolgt unter dem Motto: "Wer als Behinderter anerkannt werden will, muß immer mehr leisten als Nichtbehinderte".
"Im zweiten Lehrjahr haben wir dann eine Lehrerin gekriegt, die war auch im Stenographenverein. Die hat uns dann getrimmt. Ihr müßt immer besser sein als die Gesunden. Wir wurden dort richtig auf Leistung getrimmt. Und dann sollten wir bei verschiedenen Stenoschreiben mitmachen. Wir haben dann natürlich ein paar Ehrenpreise gekriegt. Dann waren sie natürlich sehr stolz. Dann schwellte ihre Brust an. Guckt euch mal meine Krüppelchen an, was die hier leisten."

Obwohl gerade im Berufsbildungswerk die Bedürfnisse Behinderter berücksichtigt werden sollten, müssen manche Behinderten ihre Ausbildung dort abbrechen, weil sie aufgrund ihrer Behinderung den Leistungsanforderungen nicht genügen.
"Ich weiß, daß eine Frau wegen ihrer Behinderung aufgehört hat. Die hatte Polio, saß in einer Sitzschale und konnte nur noch eine Hand bewegen. Schreibmaschine konnte sie noch mit dem Fünffingersystem lernen, aber Stenoschreiben, das ging nicht mehr. Die war nicht blöd. Ich hielt sie schon für intelligent. Aber ich denk', daß sie selber gemerkt hat, daß sie hier mit ihrer Beweglichkeit nicht klar kommt."

Eine andere Frau brach ebenfalls ihre Ausbildung im Berufsbildungswerk ab:
"Während der acht Wochen Berufserprobung konnte ich mich in der neuen Umgebung kaum zurechtfinden. (...) Ich wurde nach Hause geschickt, mit der Begründung, daß ich wegen meiner Behinderung und Unkonzentriertheit kaum in der Lage sei, eine Ausbildung zu machen."

In den großen Renommier-Berufsbildungswerken ist der Leistungsdruck, bedingt durch die qualifizierte Ausbildung, besonders hoch. Kleinere Einrichtungen, die eine weniger spezialisierte Ausbildung anbieten, stellen für die behinderten Mädchen nur eine Bewahranstalt dar. Sie erhöhen nicht unsere Chancen, einen Arbeitsplatz zu finden, sondern sie helfen nur, die Arbeitslosenstatistiken aufzubessern.

Endstation Werkstatt

Wer dem Leistungsdruck im Berufsbildungswerk oder in der freien Wirtschaft nicht genügt, wird in die Werkstatt für Behinderte abgeschoben – der Endstation für Krüppel.
"Danach machte ich meinen Hauptschulabschluß bis 1977. Anschließend kam ich in das Berufsbildungswerk nach V. Dort machte ich eine Berufsfindung, um vielleicht dort eine Ausbildung machen zu können. Aber es hat nicht geklappt. Ich war denen zu langsam, mein Schulwissen war ihnen nicht genug. Man empfahl mir vom Arbeitsamt in D. und von V. aus, eine Werkstatt für Behinderte aufzusuchen. Nachdem ich aus V. entlassen wurde, ging ich noch ein Jahr zur Schule. Danach kam ich in eine Werkstatt für Behinderte. Es ist für mich erschreckend, daß sogar Sonderschüler (für Lernbehinderte; die Verf.) in eine Werkstatt für Behinderte abgeschoben werden. Ich arbeite dort in der Näherei. Wir nähen dort zur Zeit Bettwäsche für die Bundeswehr. Wir haben dort immer Termindruck und das für so wenig Geld. Der Mindestlohn beträgt bei uns zur Zeit 90,-- DM. Wer mehr bekommt, kriegt zusätzlich noch eine Arbeitsprämie. Ich bekomme zur Zeit 182,-- DM. Dies ist viel zu wenig. Davon kann man doch nicht leben. Wenn schon, dann sollte die Werkstatt auch so zahlen, daß man auch davon leben kann."

Die Werkstatt für Behinderte ist nach ihrem gesetzlichen Auftrag ebenso eine Einrichtung zur beruflichen Rehabilitation wie Berufsbildungs- und Berufsförderungswerke. In der Werkstatt sollen Behinderte beschäftigt werden, die nicht oder noch nicht auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt einen Arbeitsplatz finden können (14). Die Wirklichkeit aber sieht ganz anders aus:
Die Werkstatt ist immer die letzte Station für Behinderte. Wer dorthin abgeschoben wird, erhält kaum jemals wieder eine Chance auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt (15). Zum einen wird in einer Werkstatt für Behinderte keine Berufsausbildung durchgeführt, die außerhalb einer derartigen Einrichtung verwertet werden kann. Zum anderen haftet an denjenigen, die in einer Werkstatt beschäf-

tigt sind, in erhöhtem Maß das Stigma, in einer Einrichtung zu arbeiten, die sich der Verwahrung minderer Arbeitskräfte verschrieben hat.

Die Tatsache, daß Krüppelfrauen in Werkstätten für Behinderte prozentual stärker vertreten sind als in den anderen Sondereinrichtungen der beruflichen Rehabilitation, zeigt, welches Gewicht unserer beruflichen und sozialen Eingliederung beigemessen wird.

HAUSHALT STATT REHA
oder:

Wie verdient frau sich einen
goldenen Rollstuhl

ich bin ein mensch
die würde des menschen ist unantastbar
heißt es

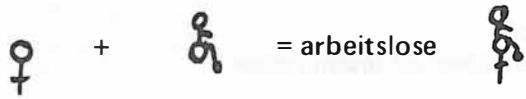
ich bin eine frau
frauen und männer sind gleichberechtigt
heißt es

ich bin eine krüppelfrau
würde und gleichberechtigung
hinken mir hinterher

du bist doch eine frau
heißt es
wozu brauchst du als frau
einen arbeitsplatz
du hast doch schon einen mann

du bist doch ein krüppel
heißt es
wozu brauchst du als krüppel
einen mann
du hast doch schon arbeit

als frau werde ich bescheiden
als krüppelfrau noch bescheidener
wie lange noch?



Wir behinderten Frauen sind nach abgeschlossenen Rehabilitationsmaßnahmen weitaus häufiger als behinderte Männer arbeitslos.

Im Rahmen des Mikrozensus wurde 1962 festgestellt, daß von 100 männlichen Personen 85 erwerbstätig waren, bei der Gruppe der behinderten Männer dagegen nur 65. Die Erwerbstätigkeit der Frau lag insgesamt bei 41 %, bei behinderten Frauen dagegen nur bei 19 % (1). Für 1966 wurden vom statistischen Bundesamt folgende Zahlen ermittelt: Die Erwerbstätigkeit der nichtbehinderten männlichen Bevölkerung lag bei 84 %, die der behinderten Männer dagegen nur bei 57 %. Die Erwerbstätigkeit nichtbehinderter Frauen lag bei 40 %, die behinderter Frauen bei 17 % (2). Im Rahmen des Mikrozensus vom Mai 1976 wurde festgestellt, daß 17,4 % der behinderten Frauen und 42,8 % der behinderten Männer erwerbstätig sind (3).
Bei einer Erhebung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung wurde ermittelt, daß 87 % der Teilnehmer einer beruflichen Umschulung eine Arbeit angenommen hatten, von den Männern 91 %, von den Frauen 79 % (4).
Hofbauer (5) stellte fest, daß bei den Frauen der Anteil derjenigen, die nach erfolgter Umschulung aus sonstigen Gründen nicht erwerbstätig waren, überdurchschnittlich hoch ist (Männer: 5 %, Frauen: 13 %).
Diese Zahlen sprechen für sich. Wir behinderten Frauen stellen für die kapitalistische Wirtschaftsordnung keine relevante Gruppe dar, sondern wir sind nur eine Reservearmee minderer Güte. In Zeiten stärkerer Arbeitslosigkeit werden wir wieder an Heim und Herd zurückgedrängt, wo wir unterbezahlt und mit schlechter sozialer Absicherung Haus- und Heimarbeiten verrichten, die manche von uns aufgrund ihrer funktionalen Möglichkeiten nur in eingeschränktem Maße ausüben können.
Daneben führt der konjunkturell- und konkurrenzbedingte Ver-

drängungswettbewerb auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt dazu, daß uns behinderten Frauen hauptsächlich schlechtbezahlte, untergeordnete Tätigkeiten angeboten werden, die wenig soziales Prestige versprechen.

Findet frau keinen Arbeitsplatz, bleibt ihr nur noch die Werkstatt für Behinderte, wo sie für ein Taschengeld ausgebeutet wird (6). Auch hier gibt es eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Tatsache ist, daß in Werkstätten für Behinderte im Bereich der Näherei und Wäscherei fast nur weibliche Mitarbeiter tätig sind, und stattdessen im handwerklichen, technischen Bereich der Schlosserei oder Druckerei unterrepräsentiert sind. Im Gegensatz zu den Berufsbildungs- und Berufsförderungswerken beträgt der Frauenanteil in den Werkstätten für Behinderte ca. 40 % (7).
Die Tatsache, daß behinderte Frauen im letzten Glied der Rehabilitationseinrichtungen überproportional stark vertreten sind, paßt in das Bild einer Reha-Politik, in der wir behinderten Frauen das Schlußlicht bilden.

Am oberen Ende der Skala – bei der beruflichen Rehabilitation spätbehinderter Frauen – ist unser zahlenmäßiger Anteil entsprechend gering. Die berufliche Rehabilitation erfolgt meist in Berufsförderungswerken, die ebenso wie Berufsbildungswerke strukturiert sind. Institutionen, die qualifizierte Ausbildungen anbieten, schließen uns behinderte Frauen fast völlig aus: so betrug z.B. nach Angaben der Stiftung Rehabilitation Heidelberg von 1977 der Anteil der Rehabilitandinnen ca. 10 %; im Berufsförderungswerk Berlin hatten bis September 1979 1637 Personen eine Umschulung abgeschlossen, davon 124 Frauen (8).
Hofbauer stellte in seiner Studie über "Verlauf und Erfolg der beruflichen Umschulung bei Rehabilitanden" 1977 fest (9), daß hauptsächlich Frauen an weniger qualifizierten Umschulungsmaßnahmen teilnehmen. Sie konzentrieren sich auf typisch weibliche Berufe. 60 % aller Rehabilitandinnen entfallen auf die Berufe der Bürofach- und Bürohilfskräfte. Da viele Frauen weniger qualifizierte Rehabilitationsmaßnahmen absolvieren, sind wir auch häufiger von Arbeitslosigkeit bedroht.

Verheiratete Frauen mit Familie nehmen selten das Angebot einer auswärtigen Umschulungsmaßnahme wahr. Die meisten beruflichen Rehabilitationsmaßnahmen bringen eine Unterbringung in ei-

nem Berufsförderungswerk, das hunderte von Kilometern vom Heimatort entfernt ist, mit sich. Viele Frauen entscheiden sich eher gegen eine berufliche Rehabilitationsmaßnahme, als sich auf längere Zeit von Familie und Haushalt zu trennen.

Hausfrau -- Behindert von einem Tag zum anderen
Was nun?

Die Berufsförderungswerke haben für uns nur selten Platz. Und das, obwohl allein die Zahl der durch häusliche Unfälle verunglükkenden Frauen jährlich auf etwa 600.000 geschätzt wird, wodurch etwa 15.000 Frauen dauernd arbeitsunfähig werden. Neben diesen Unfällen bei der Hausarbeit können bei der nicht erwerbstätigen Frau anlage-, krankheits- oder altersbedingte Ursachen und Unfälle in der Freizeit eine dauernde Behinderung bewirken.

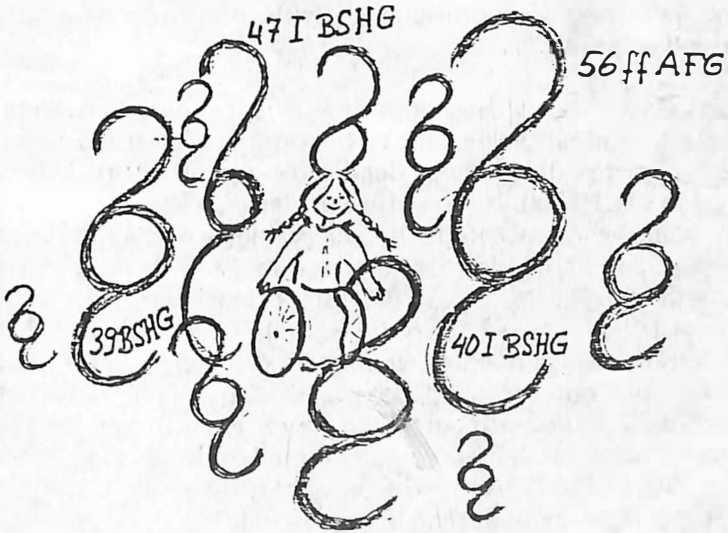
Gerade die berufliche Rehabilitation dieser nicht erwerbstätigen behinderten Frauen ist rechtlich und wirtschaftlich jedoch nicht abgesichert.
Im gegliederten System der sozialen Sicherung wird am ehesten derjenige rehabilitiert, welcher die Rehabilitation schon erwirtschaftet hat. Frauen, die nie berufstätig waren oder für längere Zeit aus der Berufstätigkeit ausgeschieden sind, stehen an letzter Stelle, da unsere Ausbildung als Erstausbildung länger dauert und daher teurer ist und wir auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt als Frauen und Behinderte schwerer zu vermitteln sind.

Die Probleme werden deutlich, wenn eine bisher nichtbehinderte Hausfrau durch einen Unfall oder durch Krankheit auf die Benutzung eines Rollstuhls angewiesen ist. Plötzlich steht sie nicht der Familie und dem Haushalt als unermüdliche Arbeitskraft zur Verfügung, sondern bedarf selbst der Hilfe und Pflege. Technische Umbauten im Haus bzw. der Wohnung werden notwendig, weil die Türen zu schmal sind, das Bad für den Rollstuhl zu klein ist, die Kücheneinrichtung mit dem Rollstuhl nicht unterfahrbar oder die Wohnung nur über Treppen erreichbar ist. Die behinderte Hausfrau benötigt vielleicht besondere Haushaltshilfen oder kann den Haushalt aus eigener Kraft nicht mehr bewältigen und möchte nun aus diesem oder auch aus ganz anderen Gründen wieder in den Beruf zurückkehren. Neben der psychischen entsteht eine enorme finanzielle Belastung, die meist von einem Durchschnittseinkommen

nicht mehr getragen werden kann.
Die gesetzliche *Krankenversicherung* gewährt der behinderten Hausfrau im Rahmen der Familienhilfe Maßnahmen der medizinischen Rehabilitation (10).
Die gesetzliche *Unfallversicherung* scheidet als Leistungsträger der Rehabilitation aus, da Hausfrauen nicht zum versicherten Personenkreis gehören (11).
Im Rahmen der *Eingliederungshilfe* für Behinderte *des Bundessozialhilfegesetzes* hat die behinderte Hausfrau einen Anspruch auf Hilfen zur Fortbildung in einem früheren oder einem diesem verwandten Beruf oder zur Umschulung für einen angemessenen Beruf. Die behinderte Hausfrau hat in der Regel vor Eintritt der Behinderung Haushalt, Kinder und Ehemann versorgt. Diese Tätigkeit muß im Rahmen der Rehabilitationsmaßnahme genügend berücksichtigt werden. Die Rehabilitation der behinderten Hausfrau im Rahmen des Bundessozialhilfegesetzes zielt also darauf ab, ihr die Möglichkeit zu geben, alle hauswirtschaftlichen Tätigkeiten, Erziehung der Kinder und Versorgung der Familie auszuüben.
Für die behinderte Hausfrau gibt es im Regelfall keinerlei Umschulungs- oder Fortbildungsmöglichkeiten für einen angemessenen Beruf. Die Bedürfnisse der behinderten Frau bleiben dabei unberücksichtigt. Wichtig ist, daß alle Hilfen, die die behinderte Hausfrau zur Führung ihres Haushalts erhält, einkommensabhängig und mit einer Eigenbeteiligung verknüpft sind (12).

Gegenüber der *Arbeitsverwaltung* hat sie einen eingeschränkten Anspruch auf Fortbildung oder Umschulung. Diese berufsfördernden Leistungen zur Rehabilitation werden aber nur gewährt, wenn "das Leistungsvermögen des Behinderten erwarten läßt, daß er das Ziel der Maßnahme erreichen wird und die Förderung nach der beruflichen Eignung und Neigung des Behinderten zweckmäßig erscheint und erwartet werden kann, daß der Behinderte nach Abschluß der Maßnahme in der angestrebten beruflichen Tätigkeit innerhalb angemessener Zeit auf dem für ihn erreichbaren allgemeinen Arbeitsmarkt (...) voraussichtlich eine Beschäftigung findet". (13)
"Die Bundesanstalt legt im Einzelfall Umfang, Beginn und Durchführung der Maßnahme nach pflichtgemäßem Ermessen fest, wobei insbesondere das von dem Antragsteller mit der beruflichen Bildung angestrebte Ziel, der Zweck der Förderung, die Lage und die Entwicklung des Arbeitsmarktes, Inhalt und Ausgestaltung der Bil-

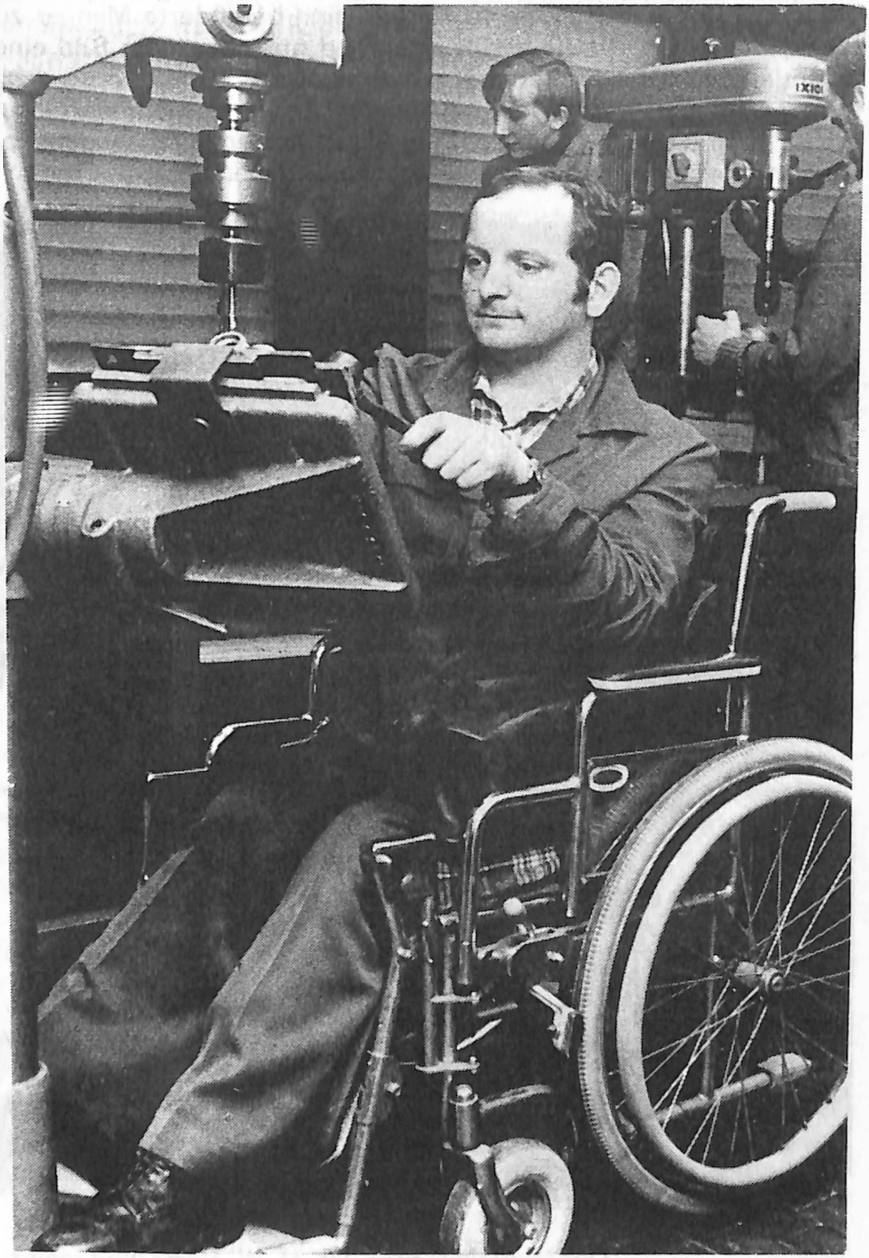
dungsmaßnahme sowie die Grundsätze der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit zu berücksichtigen sind." (14)
Vorrangig wird immer versucht, den Rehabilitanden in seinem erlernten oder verwandten Berufsfeld zu halten, hier also der Tätigkeit als Hausfrau. Da es sich um reine Ermessenstatbestände handelt, werden sie in Zeiten der wirtschaftlich verordneten Sparsamkeit eng ausgelegt, zumal wenn Frauen bei zunehmender Arbeitslosigkeit als Doppelverdiener vom Arbeitsmarkt wieder an Heim und Herd verdrängt werden sollen.



Behinderte Frauen werden wohl hauptsächlich aufgrund der heute noch funktionierenden Ideologie von der Hausfrau und Mutter aus der Berufswelt ausgeschlossen. Unsere Rehabilitation verspricht keine besonders ökonomischen Effekte, und unsere Kampfpositionen sind schwach.

Haben viele Frauen überhaupt eine Chance, eine berufliche Rehabilitationsmaßnahme bezahlt zu bekommen, so strapazieren Behindertenexperten das "Wesen der Frau", um unsere reale Benachteiligung in der Rehabilitation zu verschleiern.
"Ein weiterer Ansatzpunkt für die geringere Rehabilitationsbereitschaft" liegt darin, daß die behinderte Frau "nach Eintritt eines körperlichen Schadens (...) den Belastungen einer Rehabilitation (ausweicht) (...) und (...) in die Familie (flüchtet). (...) Der Mann verkraftet im allgemeinen einen Körperschaden besser und kompensiert ihn auf verschiedene Weisen. Eine Frau hingegen leidet von ihrer Gesamthaltung her stark unter einer Beschädigung – umso mehr, wenn es sich um einen erkennbaren Schaden handelt. Sie flieht nicht selten aus der Gemeinschaft der Arbeit, weil sie ihnen nicht mit ihrer Behinderung begegnen will" (15).
Frau Brauer vertritt hier die Auffassung, die mangelnde berufliche Rehabilitation behinderter Frauen resultiere aus deren geringer Rehabilitationsbereitschaft und deren individuellem Versagen im persönlichen Bereich. Bei diesem Erklärungsversuch werden ökonomische und soziale Faktoren der beruflichen Rehabilitation von uns behinderten Frauen nicht berücksichtigt.

Vergleicht man verschiedene Publikationen der Bundesanstalt für Arbeit auf dem Gebiet der beruflichen Rehabilitation, kann man feststellen, daß als Beispiele für gelungene berufliche Rehabilitation fast nur behinderte Männer auftauchen (16).
Auch die Gewerkschaften passen sich diesem Trend an. In einem Artikel über Behinderte in der Arbeitswelt in der Zeitung "Metall" der IGM sind behinderte Frauen als Arbeitnehmerinnen kaum ver-



(17)

treten (17). Auf insgesamt 10 Bildern sind behinderte Männer zu sehen, die ganze Arbeit leisten, während nur auf einem Bild eine behinderte Frau in der Arbeitswelt zu sehen ist.
Untersucht man dagegen Publikationen, in denen behindertengerechte Küchen gezeigt werden, wird man auf entsprechenden Fotos fast nur behinderte Frauen entdecken können (18).

Der Mediziner Prof. Dr. H. W. Vasterling meint, "daß eine gewisse Rangfolge in der Rehabilitation (einzuhalten

sei). (Man müsse davon ausgehen), daß die verheiratete Frau mit Familie ihren ersten Pflichtenkreis im Haushalt und in der Familie sehen wird. (...) Bei der nicht verheirateten, familienlosen Frau wird die Rehabilitation ganz anders verlaufen. Hier gilt es die Rückkehr in den Beruf zu ermöglichen, in dem die Frau ihre menschliche Vollwertigkeit unter Beweis stellen kann" (19).

Nach den Bedürfnissen von uns behinderten Frauen wird nicht gefragt. Die behinderte familienlose Frau muß beruflich rehabilitiert werden, damit sie ihre menschliche Vollwertigkeit beweisen kann; ohne erfolgreich abgeschlossene Rehabilitationsmaßnahme kein vollwertiger Mensch. Die behinderte Frau mit Familie hat ihren ersten Pflichtenkreis in der Familie und im Haushalt zu sehen und die fleusorgende Mutter, Ehefrau und Betreuerin des Hauswesens zu spielen.
Das Motto des gesamten Reha-Rechts "Reha statt Rente" (20) gilt für behinderte Männer uneingeschränkt. Für uns Krüppelfrauen heißt es eher "Haushalt statt Reha".
All diese Zahlen, Fakten und Analysen belegen nur den Teil der Diskriminierung von uns behinderten Frauen, der objektiv nachweisbar ist.
Dennoch gibt es Krüppelfrauen, die sich trotz schlechter Startchancen einen Arbeitsplatz erkämpfen. Die kleinen alltäglichen Diskriminierungen, die diese Frauen in der Berufswelt erfahren, sind bisher unberücksichtigt geblieben. Keine Statistik kann darüber Auskunft geben, wie wir uns fühlen, wenn uns vom Arbeitsamt, den Kollegen oder dem Chef wieder einmal unsere Minderwertigkeit bestätigt wird. Diese andere Seite unserer Unterdrükkung wollen wir im folgenden Teil aufzeigen.

Dazu haben wir auf schon veröffentlichte Berichte von behinderten Frauen zurückgegriffen und Gespräche mit anderen uns bekannten Frauen geführt. Ihre Aussagen sind kenntlich gemacht.

"... wenn diese Umstände nicht gewesen wären, hätte ich diesen Arbeitsplatz nicht bekommen."

Krüppelfrauen haben grundsätzlich große Schwierigkeiten, einen adäquaten Arbeitsplatz zu finden. Auch nichtbehinderten Frauen wird nur in beschränktem Maße das Recht zugestanden, eine ihren Fähigkeiten und Interessen entsprechende Ausbildung zu machen und einen ebensolchen Beruf auf Dauer auszuüben. Frauen sind vielmehr nur dann auf dem Arbeitsmarkt willkommen, wenn Arbeitsplätze nicht ausreichend mit Männern besetzt werden können. Sie dienen als Lückenbüßer, die man(n) beliebig zurück an den heimischen Herd schicken kann.
Im Gegensatz zu nichtbehinderten Frauen haben Krüppelfrauen jedoch auch in Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur extreme Schwierigkeiten, einen Arbeitsplatz zu finden.

Immer wieder nimmt die Suche nach einem Arbeitsplatz bei behinderten Frauen den gleichen Verlauf.
"Ich habe 50 Bewerbungen geschrieben, auch schon während meiner Prüfungszeit. Diese Arbeitsstelle habe ich durch Beziehungen bekommen. Mein Vater war mal früher in so einem Gartenverein gewesen. Von daher kannte er den Prokuristen dieser Firma. Diese Firma gehörte zu einem Konzern. Der Prokurist hatte dort das Sagen. Er hatte die Funktion eines Chefs. Mein Vater hatte diesen Prokuristen angesprochen. Das Arbeitsamt hatte sich dann auch dahintergeklemmt. Das Arbeitsamt und die Firma haben miteinander verhandelt. Der Arbeitgeber brauchte mir dann ein halbes Jahr kein Gehalt zu zahlen, das hat mir dann das Arbeitsamt bezahlt. Ich glaube, wenn diese Umstände nicht gewesen wären, hätte ich diesen Arbeitsplatz nicht bekommen."

Eine behinderte Frau, die ihre Berufsausbildung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt absolvieren wollte, erzählt:
"Zu der Zeit war aber mein Vater schon aktiv geworden. Der hat also bei diesem großen Werk, wo ich dann später auch anfing, gearbeitet als Facharbeiter und hat sich da mit dem Betriebsrat in

Verbindung gesetzt. Der hatte da auch einen Bekannten beim Betriebsrat, mit dem war er ziemlich gut befreundet, und der hat sich da reingekniet. Der ist dann sofort zur Personalabteilung gegangen, hat da versucht, was zu machen. Ich bin dann also zu dieser Firma zum Aufnahmegespräch. Die haben dann gesagt, ich könnte 'ne Lehre als Bürogehilfin machen."

Unabhängig von der Qualifikation und dem angestrebten Berufsziel findet sich ein Arbeitsplatz in erster Linie durch persönliche Beziehungen. Handelt es sich bei den oben zitierten Frauen um Beschäftigte im typisch weiblichen Bürobereich, so zeigt die folgende Äußerung, daß auch Akademikerinnen das vielgerühmte Vitamin B -- häufig in Gestalt des Vaters – strapazieren müssen.
"Diese Bundesbehörde war also dann die Stelle, die ich durch persönliche Kontakte etwas intensiver anbohren konnte in meinem Fall. Mein Vater arbeitete da, und er konnte wirklich durch persönlichen Einsatz und Engagement mein Anliegen, meinen Wunsch, dort anzufangen, betreiben und auch ein bißchen forcieren. Und dann klappte es tatsächlich, daß ich also entsprechend meiner Qualifikation in den höheren Dienst eingestellt wurde als Angestellte der Vergütungsgruppe BAT II a und war also von daher sehr zufrieden mit dem Beginn meines Berufslebens."

Sind derartige Bemühungen inzwischen für die meisten Berufsanfänger eine Selbstverständlichkeit geworden, so belegen die Aussagen der befragten Frauen, daß sich die Arbeitsplatzsuche für uns Krüppelfrauen schon zu Zeiten als sehr schwierig erwies, als nichtbehinderten Männern und –mit gewissen Einschränkungen– auch nichtbehinderten Frauen im Berufsleben noch alle Türen offenstanden.
Da behinderte Frauen nur unter großen Schwierigkeiten von Arbeitgebern eingestellt werden, verwundert es nicht, wenn wir Probleme herunterspielen, die daraus resultieren, daß die Beschaffenheit des angestrebten Arbeitsplatzes häufig nicht unseren persönlichen Bedürfnissen entspricht.

Eine behinderte Frau z.B. bewirbt sich um eine Stelle, bei der sie täglich mehrere Male Treppen steigen muß, obwohl sie weiß, daß ihr das aufgrund ihrer Gehbehinderung schwerfällt:
"Also jetzt kann man natürlich sagen, ich könnte ja 'ne andere Stelle irgendwo annehmen, ich bräuchte ja auch nicht diese Stelle

genommen zu haben. Da muß man zu sagen oder zu wissen, daß ich bei meiner Einstellung ganz frech und dreist behauptet habe, daß diese Treppen nichts ausmachen, obwohl ich damals wußte, daß sie mir was ausmachen. Ich hatte schon mal drei Monate als Vertretung da gearbeitet, und ich kannte so in etwa die Arbeit, die da auf mich zukommt. Aber ich konnt' mir einfach nicht leisten zu sagen, 'ich schaff das nicht'. Denn genau an dem Punkt haben die also ihre ganze Fürsorglichkeit rausgekehrt. Da war ein Gespräch, ein Einstellungsgespräch mit Personalverwaltung, Personalrat, und die waren alle sehr besorgt, und offiziell kam das vom Personalrat, daß der gesagt hat: 'Ja, also wie sieht's denn mit den Treppen aus, können Sie das denn überhaupt, ist das nicht für Sie 'ne Zumutung?' Und dann blieb mir eigentlich nichts andres übrig als zu sagen: 'ja, natürlich schaff ich das'. Denn wenn ich das nicht gesagt hätte, hätte ich die Stelle nicht gekriegt, dann wäre ich arbeitslos gewesen." (21)

Obwohl unsere Diskriminierung in vielen Bereichen der der nichtbehinderten Frauen ähnlich ist, sind die Probleme, die sich uns Krüppelfrauen bei der Suche nach einem Arbeitsplatz stellen, eher mit denen behinderter Männer vergleichbar. Dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß Berufstätigkeit bei Männern gesellschaftlich anerkannter ist als bei Frauen. Und sollten sich eine behinderte Frau und ein behinderter Mann um ein und dieselbe Stelle bewerben und in direkte Konkurrenz treten, wird dem behinderten Mann sicherlich der Vorzug gegeben.
In der Regel aber verfügen für den Arbeitgeber alle Behinderten über die gleichen Merkmale: Sie sind entweder dauernd krank und den Anforderungen nicht gewachsen oder besonders fleißig und anpassungsfähig und bereit, behinderungsbedingte Probleme zu kompensieren. Egal ob es sich um junge Frauen oder alte Männer handelt, es sind eben Behinderte.
Anders als bei nichtbehinderten Frauen vermindern sich die Chancen unserer Einstellung nicht dadurch, daß man(n) fürchtet, wir könnten Mutter werden und dem Arbeitsplatz nur eingeschränkt zur Verfügung stehen. Kein Arbeitgeber wird so schnell auf den Gedanken kommen, daß die behinderte Beschäftigte ihm von einem Ehemann weggeschnappt werden oder durch Schwangerschaften ausfallen könnte. Krüppelfrauen werden als geschlechtsneutrale Wesen eingestellt.
"Gleich am Anfang meiner Berufstätigkeit, d.h. zu Beginn des Re-

ferendariats, hat man mir deutlich gemacht, daß ich für viele nur eine halbe Frau bin. Es war beim allerersten Gespräch mit einem meiner Ausbilder. Der wollte diesem Treffen wohl eine persönliche Note geben und fragte uns nicht nur nach Studienschwerpunkten und der Situation an unseren jeweiligen Ausbildungsschulen, sondern wollte auch etwas über die familiären Verhältnisse wissen. Und so saßen wir da also zu viert, und jede(r) sollte sagen, ob er oder sie verheiratet sei und ob Kinder zu versorgen seien. Ich war die letzte in der Reihe, und in dem Moment, als ich gerade sagen will, daß ich weder Mann noch Kinder habe, lenkt unser Ausbilder das Gespräch auf ein anderes Thema. Obwohl ich im allgemeinen schon in der Lage bin, darauf hinzuweisen, wenn ich übergangen werde, blieb mir in dieser Situation doch das Wort im Halse stekken. Das war doch nicht die Möglichkeit! Für ihn war völlig klar, daß in dieser Beziehung bei mir nichts läuft, und dann können wir ja zu anderen Dingen übergehen!"

"Soviel Verantwortung, wie ich übernehmen könnte, hab ich bestimmt nicht."

Haben behinderte Frauen überhaupt die Möglichkeit erhalten, eine Berufsausbildung zu machen, und gelingt es ihnen dann noch, tatsächlich einen Arbeitsplatz zu finden, werden wir in der Regel in dem erlernten Beruf eingestellt. Einen eigenen Arbeitsbereich müssen wir uns dann aber häufig erst erkämpfen.

"Der Chef hat dann mal meinen Vater gefragt, wie ich das denn hier so empfinden würde, in meinem Beisein, wie es mir denn hier so gehen würde. Dann hat mein Vater gesagt, daß es mir hier zu langweilig wäre. Ich wäre nicht ausgelastet. Dann haben sie langsam angefangen, mir mehr Arbeit zu geben. Ich bekam dann auch ein richtiges Aufgabengebiet."

Unsere Grenzen werden von den nichtbehinderten Kollegen und vor allem vom Vorgesetzten abgesteckt. Nicht wir behinderten Frauen, sondern die Nichtbehinderten bestimmen, was uns zuzumuten ist.

"Andere haben sich eigentlich immer gescheut, Verantwortung auf mich übergehen zu lassen. Und auch mein Arbeitgeber hat nie gewußt, ob er mir nun Verantwortung übergeben soll oder ob ich damit womöglich überlastet sei, mich nur scheue, ihm zu sagen, 'ich bin überlastet'. Das Verhältnis ist also in der Hinsicht immer etwas zurückhaltend zwischen Arbeitgeber und mir als Rollstuhlfahrer. Soviel Verantwortung, wie ich übernehmen könnte, hab ich bestimmt nicht." (22)

Die Schriftstellerin Luise Habel hat ähnliche Erfahrungen gemacht:

"Daß ich eine Gehaltsgruppe tiefer als üblich eingestuft wurde, habe ich erst später bemerkt. Aber eines fiel mir auf: Meine direkte Vorgesetzte, die mich einarbeiten sollte, zeigte mir viele Aufgaben nicht. Zunächst dachte ich mir nichts dabei, bis ich hörte, wie sie dem Kassenleiter gegenüber äußerte, schwierige Arbeiten könnte sie mir nicht geben, dazu sei ich zu dumm. Dabei hatte sie nie den Versuch unternommen, mich mit diesen Aufgaben vertraut zu ma-

chen. Ich bat eine andere Kollegin, die den gleichen Aufgabenbereich hatte, mir das Wichtigste zu zeigen, und ich war verblüfft, wie einfach alles war. (...)" (23)

Indem Krüppelfrauen selten die volle Verantwortung übertragen wird, versteht es sich von selbst, daß man uns kaum die Möglichkeit beruflicher Weiterentwicklung zubilligt und uns somit Aufstiegschancen verwehrt.
"(...) meine damalige Kollegin, die mich angelernt hatte, hatte versucht, eine Gehaltserhöhung zu bekommen, und da haben sie ihr die abgelehnt mit der Begründung, wenn sie das allein machen würde, dann ja, aber ansonsten nicht. Und das gab natürlich auch ein bißchen böses Blut. Wir verstanden uns sonst zwar ganz toll. Aber wenn es darum ging, hat es immer etwas gekriselt. Irgendwann — nachdem ich so ungefähr 1 1/2 Jahre da war — ist sie dann gegangen, woanders hin. Es wurde wieder eine Neue eingestellt, und dann war es aber nicht so, daß ich jetzt aufgrund dieser Erfahrung — und ich mußte sie natürlich anlernen — die Führung hatte, daß ich jetzt praktisch den Anspruch darauf gehabt hätte. Und als ich dann mal gefragt habe, wie ist es denn so, hab ich Aussichten auf eine Gehaltserhöhung irgendwann, nicht sofort, war ja klar, das ging ja noch nicht, und da haben sie dann gemeint: Nein, das würde wohl auch nicht gehen, weil ich ja immer eine Hilfe bräuchte, die aus den Karteikästen was rauszieht. Oh, und das hat mich so fertig gemacht; aber ich hab dann gesagt, wir können es ja auch ganz einfach anders machen, also, ich kann z.B. die Karteikästen da und da hinstellen. Ich habe also vorgeschlagen, wie man das irgendwo einigermaßen behindertengerecht umgestalten kann. Aber darauf hat sich keiner eingelassen. Also das kam gar nicht zur Debatte. Irgendwo hatte ich dann später auch gar keine Kraft mehr, mich da durchzusetzen."

Nachdem sie aufgehört hat, in dem Betrieb zu arbeiten, übernimmt ihre Kollegin den Arbeitsbereich allein.
"Und dann hab ich natürlich prompt hinterher gehört, daß die, die ich eingearbeitet hatte und die relativ kurze Zeit da war, dann prompt eine Gehaltsklasse höher gestuft wurde. Es war wirklich typisch. Es wurde keine zweite mehr eingestellt, sie hat das dann allein gemacht und auch mehr Geld gekriegt."

Krüppelfrau wird darauf getrimmt, mit dem einmal Erreichten zu-

frieden zu sein und sich im Rahmen des ihr Zugebilligten einzurichten. So reagieren die anderen mit Unverständnis, wenn sie den ihr überlassenen Arbeitsplatz aufgeben will, um sich beruflich weiterzuentwickeln.
"Die haben mich auch wirklich noch immer Jahre danach scheel angeguckt, wenn sie mich mal irgendwo getroffen haben in der Stadt oder so, und fanden das also grotesk, daß ich sowas aufgebe, den schönen sicheren Arbeitsplatz. Sie haben mich aber 'rausgelassen, und ich habe auch ein gutes Zeugnis gekriegt. Der Chef hat immer mit dem Kopf geschüttelt und mit erhobenem Zeigefinger gesagt, ja, Kind, ob das richtig ist, was du da machst, ich weiß es ja nicht. Aber wir wollen dir ja keinen Stein in den Weg legen."

Ähnlich ergeht es einer anderen behinderten Frau. Als sie ein Abendgymnasium besucht und sich dort von Mitschülern und Lehrern akzeptiert fühlt, ändert sich mit ihrem eigenen auch das Verhalten der Kollegen am Arbeitsplatz:
"Ich gelangte nach und nach zu einem neuen Selbstbewußtsein, das es mir auch erlaubte, im Büro anders aufzutreten. Daß ich nicht mehr das liebe, bescheidene Mädchen sein wollte, schien die Kollegen ziemlich zu irritieren. Plötzlich eckte ich überall an. Gestützt durch die AG-Gruppe hatte ich jedoch viel weniger Angst vor diesen Konflikten und konnte sie besser durchstehen. Ich bewies den Kollegen und dem Vorgesetzten, daß ich ebenso leistungsfähig war wie sie, vielleicht sogar leistungsfähiger? Meine "Karriere" ließ einige Kollegen aus der Abteilung neidisch werden. Ihr Selbstbewußtsein hatte gelitten."

"Sonst ist man nur 'ne halbe Arbeitskraft."

Auch wenn Krüppelfrau nicht nach Höherem strebt, sondern allein auf ihrem Arbeitsplatz anerkannt sein will, muß sie einem übermäßigen Leistungsdruck standhalten. Luise Habel:
"Meine Mutter hatte mir den Rat gegeben: 'Wenn du als Behinderte anerkannt werden willst, mußt du immer etwas mehr leisten als die anderen.' Entrüstet hatte ich entgegnet: 'Mutti, du spinnst. Schließlich arbeite ich mit meinem Kopf und nicht mit meinen Haxen.' Aber die Mutter hatte recht. Unterlief mir einmal ein Fehler, hieß es: 'Sie ist behindert. Man kann sie halt doch nicht brauchen.' Passierte einer Kollegin das gleiche Mißgeschick, entschuldigte man es damit: 'Jeder kann einmal einen Fehler machen'."(24)

Eine Krüppelfrau berichtet von ihren Erfahrungen als Lehrerin:
"Während des Referendariats hat mir einer meiner Ausbilder mal gesagt, es gehe im Unterricht ja nicht nur um die Vermittlung von Inhalten, sondern es liefen auch vielfältige psychische Prozesse ab; und da sei es etwas ganz anderes, ob jemand groß und breitschultrig, mit einer gut tragenden Stimme ausgestattet, vor der Klasse stehe, der habe ganz andere Möglichkeiten, die Schüler zu erreichen als ich. Aber ich hätte mir ja wohl, als ich mich für diesen Beruf entschied, überlegt, wie ich diesen Mangel kompensieren könnte. — Da war sie wieder, die Ideologie von den Großen und Starken, denen allein der Erfolg gebührt. Dabei wird schlichtweg geleugnet, daß ein Ziel mit jeweils unterschiedlichen Mitteln erreicht werden kann und daß der andere Weg nicht unbedingt derjenige minderer Güte ist."

Nur zu gern sind wir oft bereit, den ungeheuren Berufsanforderungen zu entsprechen und uns zu bemühen, die doppelte bis dreifache Leistung zu erbringen. Eine sehbehinderte Frau erzählt:
"Obwohl ich die IHK-Prüfung mit 'gut' bestanden hatte, war mein Selbstbewußtsein noch gleich Null. Ich stand immer unter dem Druck, den Kollegen und mir beweisen zu müssen, daß ich eine vollwertige Arbeitskraft sei. Ich habe meinen Arbeitsplatz so um-

organisiert und rationalisiert, daß ich nur ja keine Hilfe brauchte und um Gottes Willen keine Arbeit liegenblieb. Aus Angst, die Kollegen könnten mir unterjubeln, ich sei keine volle Kraft, übernahm ich sogar zusätzliche Aufgaben. Mehr oder weniger freiwillig spülte ich das Geschirr und kochte Kaffee. Ich sortierte die ganze Ablage, versah die Unterlagen für einzelne Arbeitsschritte und Jahrgänge mit Signalfarben und bestand darauf, daß meine vier Kollegen diese Ordnung auch einhielten. Ich mußte viel Kraft aufwenden, um das durchzusetzen, ihnen immer wieder erklären, daß ich nur so effektiv arbeiten kann. Einige hätten mir wahrscheinlich lieber 'geholfen'."

Derartige Erfahrungen sind kein Einzelfall:
"Aber ich hab mich auch immer furchtbar reingekniet. Ich hab so z.B., wenn ich Terminsachen hatte, die hab ich immer wahnsinnig schnell und vor dem Termin erledigt, weil ich immer so Angst hatte, ich könnte dem nicht gerecht werden. Ich habe auch so oft Magenschmerzen gehabt in der Zeit, gerade auch wenn die Kollegin mal im Urlaub war oder krank, dann hab ich auch die ganze Arbeit da allein gemacht, und die hab ich auch allein geschafft, aber ich glaub schon, daß ich anerkannt war, aber (...) auf diesem Level und nicht höher oder anders."

Wenn wir einen Arbeitsplatz ergattert haben, können wir es uns nicht leisten, uns gehen zu lassen und Schwächen zu zeigen. Dieses "Immer-stark-sein-müssen" führt nicht selten zu körperlichen Beschwerden.
"Ich bin ziemlich kaputt abends, wenn ich nach Hause komm , ausgepumpt. Es gibt eigentlich nur den Wunsch, hinlegen, flachlegen, um sich zu entspannen, weil man einfach wirklich auch vom Sitzen her sehr große Rückenschmerzen doch mit der Zeit bekommt. (...) Ich bin jetzt soweit, daß ich also auch begleitend einmal in der Woche sowohl Massage, vorher Fango und nachher eben auch noch Gymnastik als Kombination habe. Und das tut mir gut; und das ist auch wichtig, damit ich nicht noch mehr abbaue. Ich hab abgebaut im Vergleich zum Studium. Das muß ganz klar festgestellt werden."

Sind wir bereit, außerhalb der Arbeitszeit etwas für die Regeneration unserer Kräfte zu tun, so wird es keine Probleme geben. Ergreift eine behinderte Frau dagegen Maßnahmen, die ihre Einsatz-

möglichkeiten am Arbeitsplatz zeitlich einschränken, so gerät sie in grundsätzlichen Konflikt mit den Normen der Arbeitswelt.

"Also ich, als behinderte Frau im Berufsleben, stehe immer zwischen Gesundheit und Beruf. Einerseits möchte ich anerkannt sein im Beruf, aber dann kann ich nicht jedes Jahr zur Kur oder ins Krankenhaus gehen. Und drei Monate mit Urlaub zusammen weg sein, sieben Wochen Urlaub und sechs Wochen zur Kur und eine Woche Nachkur, das sind ja mehr als drei Monate, wo ich fehle, ohne einen Tag krank zu sein. Wenn ich jetzt anerkannt werden will und so sein will wie andere, dann müßte ich genauso viel leisten und müßte also auf die Behandlung verzichten. Zumindest in dem Maße, daß ich jedes Jahr gehe. Die Ärzte haben mir aber andererseits wieder gesagt, wie unheimlich wichtig es wäre, jedes Jahr zu kommen. Und wenn ich jetzt eines Tages dreißig Jahre oder was gearbeitet habe und die Gesundheit ist im Eimer, dann gibt mir also keiner mehr irgendwas zurück. Bloß wenn ich das alles durchziehe, damit ich meine Gesundheit lange erhalte, dann werde ich ja nicht anerkannt. (...) Sonst ist man nur 'ne halbe Arbeitskraft.(...) Wer das gleiche Gehalt kriegt, muß auch genauso viel leisten. Oder die Kollegen sind der Meinung, daß man halt weniger Gehalt kriegen müßte für weniger Leistung." (25)

"... sie ist und bleibt ein exotisches Wesen."

Bevor wir Krüppelfrauen überhaupt an unserem Arbeitsplatz in Erscheinung getreten sind, haben die Kollegen – allein aufgrund der Tatsache unserer Behinderung – eine bestimmte Vorstellung von dem von uns zu erwartenden Verhalten. Je nachdem, wie festgefügt dieses Bild ist und wie negativ es ausfällt, werden wir es schwer haben, mit diesem Bild zu leben.
"Ich hab so manchmal das Gefühl, daß 'n Behinderter für sie definierbar ist. Sie sagen, der ist so und so, und so ist der, ohne nachzufragen und ohne die Signale des anderen anzunehmen. Und so, wenn ich es ganz kraß ausdrücken will, so geht es mir auch. Ich werde also nicht gefragt oder man läßt mir das nicht zu, sondern ich werde bestimmt und bewertet. Ich hab so manchmal das Gefühl gehabt – besonders am Ende des vergangenen Jahres, daß ich mit tausend Gesichtern hier 'rumlaufe –. Jeder hat sich 'n eigenes Gesicht, 'n Bild von mir gemacht, keiner hat mir das aber gesagt, also es ist keine offene Aussprache darüber, und es ist dann eigentlich ein Schweigen und ein Abwinken und so eine eisige Wand oder ein Aussondern, ein Ausgrenzen dann nach außen, daß man nicht dazugehört." (26)

Selten werden Bedenken und Vorurteile offen geäußert:
"Anders sieht's mit dem Personal aus, wo niemand direkt sagt, daß er irgendwelche Bedenken oder Vorbehalte oder Vorurteile hat. (...) Ich hab so bestimmte Gerüchte zu Ohren gekriegt, die gegenüber meiner Praktikantin geäußert wurden. Der eine Oberarzt auf dieser Station, der hat gesagt, es wäre sicher günstiger, wenn ich mich auf der Station zurückziehen würde. Da hat er angeblich fachliche, sachliche Gründe vorgeschoben, was aber unhaltbar ist, was man auch ganz eindeutig sagen kann und belegen kann. Der wird natürlich nie sagen, daß er aufgrund meiner Behinderung meint, ich würde da nicht hinpassen. Aber ich denke, daß das dahintersteckt. Das sind Leute, die da so 'ne Einstellung haben, das stört da, so 'ne behinderte Mitarbeiterin." (27)

Unsicherheit und Ängstlichkeit aufseiten der Nichtbehinderten können unsere Möglichkeiten massiv einschränken:
"Die sind zum Beispiel immer mittags essen gegangen. Anfänglich habe ich gedacht, daß ich da vielleicht auch mitgehen könnte, aber irgendwie haben die dann auf meine Fragen nicht so reagiert. Das wollten sie nicht. Wahrscheinlich haben sie Angst gehabt, daß dabei irgend etwas passieren kann. Die anderen Arbeitskollegen sind zum Beispiel immer von dem anderen Arbeitskollegen abgeholt worden zum Betrieb. Der Arbeitskollege hat einen Firmenwagen gekriegt und hat die anderen Arbeitskollegen abgeholt. Und ich mußte immer extra angekarrt kommen. Bei mir ging das irgendwie nicht. Der Chef hat halt gesagt, daß der Rollstuhl nicht in den Kofferraum reinpassen würde oder irgendsowas. Er wüßte nicht, ob die so was machen wollten. Da wollten sie halt nicht mitziehen. Das hast du sofort gemerkt. Mein Vater mußte mich dann immer abholen."

Häufig wird Unwissenheit vorgeschoben, wenn wir für die Rücksichtslosigkeit Nichtbehinderter Verständnis aufbringen sollen. Wo es eigentlich angebracht wäre, sich gegen unverschämtes Verhalten zur Wehr zu setzen, verfallen wir nur zu leicht in die Rolle des braven Krüppelfräuleins, das sich bereitwillig mit den Gegebenheiten arrangiert. Wie unsere nichtbehinderten Schwestern so sind auch wir nur in den seltensten Fällen dazu erzogen worden, unsere Interessen durchzusetzen. Nicht immer betrachten die Kollegen die Besonderheit unserer Situation ausschließlich als Einschränkung. Auch die uns gesetzlich zugesicherten sog. Vergünstigungen heben uns von der Masse der Nichtbehinderten ab. Wir Krüppel als Hätschelkinder allumfassender staatlicher Fürsorge erregen den Neid der auf ihre materiellen Interessen bedachten Nichtbehinderten.
"Es gibt auch Leute, Kollegen, die dann also gesagt haben, na wat nu'! Die verdient sich 'nen goldenen Rollstuhl, hat sowohl 'nen Steuerfreibetrag, hat das Auto steuerfrei, hat 'ne Woche mehr Urlaub, wenn sie krank ist, ist sie krank. Und da muß man denn auch seine richtigen Antworten wissen. (..) Ich hab' gesagt, das könne sie auch haben. Ich habe gesagt, sie soll sich in ein Auto setzen, viel Gas geben und sich 'n guten starken Baum aussuchen, und wenn sie querschnittgelähmt ist, kann sie ja weiterarbeiten und kriegt 'n goldenen Rollstuhl. Da hat sie nichts mehr gesagt." (28)

Ganz besonders irritiert sind die nichtbehinderten Kollegen dann, wenn es gilt, anzuerkennen, daß die behinderte Mitarbeiterin nicht nur eine Arbeitskraft, sondern auch eine Frau ist. Haben es auch Nichtbehinderte als alleinstehende Frauen in der patriarchalischen Arbeitswelt nicht leicht, als Persönlichkeit ernst genommen zu werden, wird uns Krüppelfrauen ein Teil unseres Selbst von vornherein abgesprochen.

"Bei uns im Büro war es wirklich so, wie du es dir vorstellst. Es gibt ja so Bilder oder Vorstellungen von Behördenjobs und auch von Frauen in Büros. Und da liefen auch wirklich so Sachen, so Intrigen, oder daß hin und her getuschelt wurde, wer hat's denn jetzt mit wem , so Sachen. Aber da bin ich eigentlich immer als neutrales Wesen gesehen worden. Als Frau in dem Sinne bin ich nicht anerkannt worden. Das war auch ganz witzig bei den Betriebsfeiern, das war dann immer so, daß ich gut beobachten konnte, was da ablief." (ebd.)

Daß wir Krüppelfrauen als geschlechtsneutrale Wesen betrachtet werden, wirkt sich nicht nur auf das gesellige Leben außerhalb der Arbeitszeit aus, sondern hat auch Folgen für die Einschätzung unserer Arbeit.

"Während meines Referendariats hatte ich einen Ausbilder, dem die Tatsache meiner Behinderung große Kopfschmerzen bereitete. Dies ist – zu meinem Glück – in der Gesamtbeurteilung meiner Arbeit, soll heißen: in der Examensnote, nicht negativ zu Buche geschlagen. Wenn es jedoch galt, meine Persönlichkeit als Ganzes einzuschätzen, war die Urteilskraft dieses Ausbilders deutlich getrübt. So hat er mir einmal im Anschluß an eine Unterrichtsstunde, in der ich mit Disziplinproblemen zu kämpfen hatte, tröstend versichert: 'Es muß doch möglich sein, mit einem Kopf und einer Stimme Unterricht zu machen!' Daß ich neben einem Kopf auch noch einen – wenn auch nicht der Norm entsprechenden-Körper hatte, muß ihm wohl entgangen sein. Später im Abschlußgutachten führte das krampfhafte Bemühen dieses Ausbilders, auf meine Behinderung einzugehen, zu wahren Stilblüten. Hier war dann die Rede von sozialen und emotionalen Wirkungen meiner 'besonderen Existenzform'. Es wurde versichert, daß – entgegen der Erwartung – mein Unterricht nicht durch 'denkbare psychische Kompensationserscheinungen' beeinträchtigt wurde. Eine Lehrerin im Rollstuhl – das paßt nicht zu den Klischeevorstellungen über Behinderte. Und wenn sie sich dreist in ihrem Beruf bewährt, sie ist

und bleibt ein exotisches Wesen."

Haben die Äußerungen der eben zitierten Frauen jeweils einen Aspekt des Verhaltens unserer nichtbehinderten Kollegen in den Mittelpunkt gerückt, zeigt die folgende Aussage, wie breit und unterschiedlich das Spektrum möglicher Verhaltensweisen ist:

"Ich hatte eigentlich, was das Verhältnis zu meinen Vorgesetzten anbelangt, immer das Gefühl, man war mir sehr wohlwollend gesonnen. Kontakt mit den Kollegen — da gab's verschiedene Situationen. Es gab alte Verbitterte, die sich mehr oder minder meine Hilflosigkeit, nicht Hilflosigkeit im physischen Bereich, sondern überhaupt meine Naivität, wie es da so in einem Amt zugeht, zunutze gemacht haben, um mir jeden Mut zu nehmen. Die haben versucht, mir alles in düsteren Farben zu schildern. Es gab auch liebe Kollegen, nette Kollegen, die es sehr gut mit mir meinten, von der Problematik der Behinderung natürlich absolut nichts verstanden, aber zumindest wenigstens von sich aus gewisse Kontaktpflege versuchten. Das sind eben diese zwei Schichten: Erst einmal Vorgesetzte — da muß ich sagen, keine Probleme bisher, wurde also, so wie ich das beurteilen kann, eigentlich immer fair und an-

ständig gefördert, sowohl als Frau und dann eben noch als Behinderte. Das möchte ich als positiv bezeichnen. Die Beziehung zu den Kollegen ist so, daß ich immer sehr jung war, eigentlich die Jüngste in meinem Level als höherer Dienst, so daß natürlich da schon 'ne bestimmte Verhaltensweise programmiert war, daß man versucht hat, mich 'n bißchen zu bevormunden, zumindest von den Kollegen, die ja Kinder in dem Alter hatten, wie ich bin."

Auch ein großer Altersunterschied steht einem kollegialen Verhältnis im Wege. Haben auch nichtbehinderte Frauen es schwer, von ihren älteren Kollegen anerkannt zu werden, veranlaßt unsere vermeintliche Schutzbedürftigkeit gerade ältere Kollegen, uns väterlich zur Seite zu stehen und über unsere Köpfe hinweg für unsere angeblichen Interessen einzutreten.

"Bei uns an der Schule gab es die Regelung, daß alle Referendare zusätzlich zu ihren Pflichtstunden für jeweils eine weitere Unterrichtsstunde in der Woche zur Verfügung standen, um als Vertretung einzuspringen und vorher nicht abzusehende Ausfälle abzudecken. Wie allen anderen Referendaren hatte man auch mir eine solche zusätzliche Stunde in meinen Stundenplan eingebaut, allerdings zu einer Zeit, wo die Wahrscheinlichkeit, tatsächlich kurzfristig für Vertretungsaufgaben eingesetzt zu werden, relativ gering war. Diese Regelung nahm ein älterer, ebenfalls behinderter Kollege zum Anlaß, sich über die Arbeitsbedingungen an der Schule zu beschweren. Eine sehr unangenehme Situation: ein Treffen, auf dem über die Ausbildungssituation der Referendare gesprochen werden soll. Alle sind versammelt, Schulleitung, Ausbilder und die Referendare selbst. Und plötzlich ergreift jener ältere Kollege das Wort, kritisiert, daß alle an der Schule Beschäftigten ständig zusätzlichen Belastungen ausgesetzt sind und tut dies, indem er gerade mich und meine Vertretungsstunde als Beispiel anführt: Wie konnte den Verantwortlichen nur so etwas passieren! Wo doch jeder weiß, daß Schwerbehinderte keine Zusatzaufgaben übernehmen brauchen. Und wo doch jeder weiß, wie Nerven und Kräfte verzehrend es ist, in einer Klasse, die sich auf eine Freistunde eingestellt hat, den Aufpasser zu spielen und für Ruhe und Ordnung zu sorgen! Und wo doch jeder wissen müßte, daß mich solch eine Aufgabe völlig überforderte.

Jeder wußte, daß ich als Behinderte keine Zusatzarbeit zu leisten brauchte, jeder — nur ich nicht. Darüber hinaus hätte es sich ja auch so verhalten können, daß ich, wohl wissend um diese Rege-

lung, freiwillig eine solche Mehrbelastung auf mich genommen hätte, um nicht bessergestellt zu sein als die anderen Referendare oder um mich dafür erkenntlich zu zeigen, daß man bei anderer Gelegenheit auch Rücksicht auf mich nahm. Und daß mir diese angeblich übergebührliche Beanspruchung meiner Arbeitskraft dann auch noch nahegebracht werden sollte, indem öffentlich Zweifel an meiner 'Schultauglichkeit' geäußert wurden — Wie kann die das? Das können wir ja kaum! —, hat mich so wütend gemacht, daß ich mich nur noch laut und deutlich gegen solche Art von Unterstützung verwehren konnte."

Besonders erschreckend an dieser Begebenheit ist, daß der ältere Kollege selbst behindert ist. Wir Krüppelfrauen sitzen zwischen allen Stühlen. Haben wir vielfach gegen ähnliche Benachteiligungen im Arbeitsleben anzukämpfen wie unsere nichtbehinderten Schwestern, so werden wir in einigen Bereichen zusätzlich diskriminiert. Auch unsere behinderten männlichen Kollegen legen uns gegenüber Ignoranz und mangelnde Solidarität an den Tag. Um so wichtiger ist es, uns über unsere Erfahrungen auszutauschen und uns gegenseitig in unserem alltäglichen Kampf zu bestärken.

Schlußwort

Wie ein roter Faden zieht sich durch jedes Kapitel des Buches die Erkenntnis, daß uns behinderten Frauen von allen Seiten Freiräume zugestanden werden. Freiräume, die auf den ersten Blick vorteilhaft erscheinen, hinter denen sich jedoch eine, erst auf den zweiten Blick erkennbare, Diskriminierung verbirgt, gegen die schwerer anzukämpfen ist, weil sie subtiler verläuft. Mit diesen Freiräumen meinen wir, daß uns eher "erlaubt" wird, abzutreiben, wenn wir schwanger sind; von uns von vornherein nicht erwartet wird, daß wir eine perfekte Hausfrau und treusorgende Mutter werden; einer Sterilisation bei uns eher zugestimmt wird, als bei einer nichtbehinderten Frau; daß wir Belästigungen und Anmachen von Männern seltener erleben.
All dies ist frauenspezifischer Ballast, der uns erspart bleibt, der aber, dadurch *daß* er uns erspart bleibt, gleichzeitig eine Diskriminierung ist. Für uns bedeutet dies, daß wir im Grunde zunächst dafür kämpfen müßten, genauso wie andere Frauen behandelt zu werden, also auch ebenso diskriminiert zu werden, um danach erst gegen diese Diskriminierung angehen zu können.
Es kann jedoch *nicht* unser Ziel sein, für Erniedrigungen zu kämpfen, um endlich als gleichwertige Menschen akzeptiert zu werden. Wir müssen die Forderungen und die Ziele der Frauenbewegung zu den unseren machen; müssen gegen die einengenden Männernormen und für die Gleichberechtigung der Geschlechter kämpfen.
Gleichzeitig müssen wir aber auch dafür kämpfen, daß wir als Behinderte gleiche Möglichkeiten und Rechte wie die Nichtbehinderten bekommen, nicht mehr sonderbehandelt werden; müssen darum kämpfen, nicht mehr als geschlechtslose Wesen diskriminiert zu werden, weil wir den herrschenden Normen nicht entsprechen.

"Wir sind keine Kellerasseln,
sind Krüppelfrauen, haben Mut,
haben schon so lang gewartet,
helfen kann uns nur die Wut.

Wir wolln in keinem Ghetto leben,
für uns solls auch ein "draußen" geben,
die Leute werden uns zwar komisch ansehn,
sich glotzend auf der Straße nach uns umdrehn,
lernen wir die Blicke zu ertragen,
und es ihnen damit deutlich sagen:
Wir sind keine Kellerasseln,
sind Krüppelfrauen, haben Mut,
haben schon so lang gewartet,
helfen kann uns nur die Wut."

(frei nach der Frankfurter Frauenrockband "Unterrock")

Anmerkungen

Kap. II

(1) v. Daniels, Degener u.a.: Krüppel-Tribunal. Menschenrechtsverletzungen im Sozialstaat. Köln 1983, vgl. S. 99

(2) Lister, Barbara (Hrsg.): Briefe an die heile Welt – Behinderte schreiben an (sog.) Nichtbehinderte, Frankfurt/Main 1981, S. 27

(3) Zemp, Therese: Weil du eben keine Frau bist. In: Courage 1 (1980), S. 15

(4) aus einem Gespräch

(5) Seebaum, Katja: Die Bedeutung kosmetischer Pflege für körperbehinderte Mädchen. Hrsg. Bundesverband für spastisch Gelähmte und andere Körperbehinderte e.V., S. 34

(6) Nati: Mit Puder und Crem' wird auch die Krüppelfrau schen. In: Krüppelzeitung 1 (1984), S. 62

(7) Storz, Claudia: Jessica mit Konstruktionsfehlern, Frankfurt/Main 1979, S. 150/51

(8) Sernau, Silvia: Meine Biafra-Beine. In: Luftpumpe 2/1982, S. 4/5

(9) Degener, Theresia: Die Emanzipation ist leichter für mich. In: EMMA 5 (1981), S. 16

(10) Zemp, Therese: a.a.O., S. 17

(11) v. Daniels u.a. a.a.O., S. 102/3

(12) ebd. S. 100

(13) Krüppel-Tribunal am 12./13.12.1981 in Dortmund, unveröff. Man.

(14) Nati. In: Krüppelzeitung 2/82, S. 63

(15) Rohr, Barbara: Wie gut, daß ich nicht so aussehe. In: Behinderten Pädagogik, Heft 4/1982, S. 198

(16) "Dr. Stefan Frank – Der besondere Arzt-Roman", Band 125, Bastei Verlag

(17) Klee, Ernst: Behindert, Frankfurt/Main 1980, S. 187

(18) Krüppelzeitung, 2/1983, S. 28

(19) Aus: Lister, Barbara: Briefe an die heile Welt, a.a.O., S. 45

Kap. III

(1) Susanne v. Paczensky/Renate Sadrozinski (Hrsg.): Die neuen Moralisten, Hamburg 1984, S. 16

(2) § 218 a Strafgesetzbuch

(3) Lackner: Strafgesetzbuch mit Erläuterungen, 14. Aufl. München, 1981

(4) J. Baumann: Das Abtreibungsverbot des § 218, Neuwied/Berlin 1971, S. 305

(5) Abgeordneter v. Schoeler in der 30. Sitzung des Sonderausschusses für die Strafrechtsreform: Dt. BT. 7. Wahlperiode, Sten. Ber. S. 1637

(6) Min. Rat. Horstkotte (BMJ) in der 22. Sitzung des Sonderausschusses, a.a.O., S. 1334

(7) ders., a.a.O.

(8) Roxin. In: J. Baumann: a.a.O., S. 189 f

(9) Horstkotte, ebd.

(10) FR 2.8.62

(11) FAZ 21.12.83

(12) ebd.

(13) ebd.

(14) ebd.

(15) ebd.

(16) Bild der Wissenschaft 5/1974, S. 56

Kap. VI

(1) Kluge, K.J./Sparty, L.: Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?, Bonn - Bad Godesberg, 1977 (Schriftenreihe BAG Hilfe für Behinderte, Bd. 11)

(2) Schade, H.: Allgemeine Bemerkungen zu Fragen der Eheschließung und Nachkommenschaft bei Behinderten. In: Kluge/Sparty; a.a.O., S. 239 - 260, S. 247

(3) ebd., S. 244

(4) ebd., S. 244

(5) HÖR ZU, Nr. 46, Nov. 1982

Kap. VII

(1) Council of Rehabilitation International: Das Internationale Jahr der Frau in seiner Beziehung zu behinderten Menschen, In: Die Rehabilitation 15 (1980), S. 113 ff

(2) Diese und die folgenden Aussagen behinderter Frauen sind Gesprächen entnommen. Die Gesprächsbeiträge sind kenntlich gemacht.

(3) Bundesanstalt für Arbeit (Hrsg.): Behinderte Jugendliche vor der Berufswahl, Handbuch für Lehrer und Berufsberater, 1979, S. 97

(4) Bundesanstalt für Arbeit (Hrsg.): Behinderte Jugendliche vor der Berufswahl, Handbuch für Lehrer und Berufsberater, 1979, S. 33

(5) Emich, Isolde, Das behinderte junge Mädchen, Gespräche in der Entwicklungszeit. In: Das behinderte Kind, Heft 2/1975, S. 78 (81)

(6) Thust, Wiltraud: Recht der Behinderten, 1980, Weinheim, Basel, S. 98 ff

(7) vgl. v. Daniels, u.a. (Hrsg.): Krüppel-Tribunal, 1983, S. 131 ff

(8) Material liegt Autorinnen vor

(9) Berufsbildungswerk Nürnberg, Prospekt

(10) aus einem Schreiben des Berufsbildungswerk Waldwinkel vom 5.3.84

(11) Theodor-Schäfer-Berufsbildungswerk: Statistik 1982, S.11, 12

(12) Kolping Berufsbildungswerk Brakel, Prospekt

(13) vgl. Krüppel-Tribunal, a.a.O., S. 136/137

(14) vgl. Schwerbehindertengesetz § 52 Abs.1. Schwerbehinderten-Werkstättenordnung § 4 Abs. 6

(15) vgl. Krüppel-Tribunal, a.a.O., S. 75/6

Kap. VIII

(1) Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hrsg.): Körperbehinderte nach Art und Ursache der Behinderten. In: Wirtschaft und Statistik, Heft 2/1964, Stuttgart und Mainz, S. 91

(2) Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hrsg.): Körperlich, geistig und seelisch behinderte Personen. In: Wirtschaft und Statistik, Heft 7, 1968, Stuttgart und Mainz, S. 351 ff

(3) Statistisches Bundesamt Wiesbaden (Hrsg.): Strukturdaten über Behinderte, In: Wirtschaft und Statistik, Heft 3, 1979, Stuttgart und Mainz, S. 225

(4) Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, Referat LG, Presse und Information (Hrsg.). In: Sozialpolitische Informationen, Nr. 52, 10. April 1981

(5) Hofbauer, Hans: Verlauf und Erfolg der beruflichen Rehabilitanden, Sonderdruck aus: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Stuttgart, Berlin/Köln/Mainz, 10. Jg./1977, S. 62

(6) vgl. Krüppel-Tribunal, S. 72 ff

(7) Schildmann, Ulrike: Lebensbedingungen behinderter Frauen, Gießen,1983,S.94

(8) Schildmann, Ulrike: Statistische Angaben. In: Courage Heft 1 1981, S. 21

(9) Hofbauer, Hans, a.a.O., S. 51 ff

(10) vgl. § 21 SGB I, §§ 205, 179 ff RVO

(11) vgl. §§ 539, 543 I, 545 RVO

(12) vgl. §§ 39, 40 I Nr. 4, 5, 7 BSHG, §§ 17 I, 9 II Nr. 12, 16 Nr. 3, 18 Eingliederungshilfe-VO nach § 47 I BSHG

(13) vgl. § 19 I Nr. 3 lit. c SGB I, §§ 56 ff AFG, §§ 8, 9, 23 AReha

(14) vgl. § 33 I AFG

(15) Brauer, Charlotte: Probleme der erwerbstätigen behinderten Frauen. In: Bundesarbeitsblatt 9 - 10, Bonn 1968, S. 274

(16) Bundesanstalt für Arbeit (Hrsg.): Behinderte überzeugen durch Leistung, Nürnberg, 1981

(17) Nagel, Nils C.: Der Normalfall wird nur selten geprobt. In: Metall, Juli 1981, S. 11 ff

(18) vgl. Verbraucher Rundschau, Nr. 1, 1981, Behinderte als Verbraucher (Titelbild) vgl. Vor manchem Hindernis, in: UNI, Berufswahl-Magazin, Heft Nr. 11 1981, S. 13 (17)

(19) Vasterling, H.W., Frauenärztliche Forderungen in der Rehabilitation der behinderten Frau, in: Bundesarbeitsblatt 9 - 10, Bonn 1968, S. 261 (262)

(20) vgl. § 7 RehaAnglG

(21) Daheim und unterwegs - Alltagskonflikte: eine Kollegin im Rollstuhl, das stört doch nur; eine Radiosendung des WDR vom 23.11.1981

(22) Daheim und unterwegs, a.a.O.

(23) Habel, Luise: Herrgott, schaff die Treppen ab! Stuttgart 1978, S. 36 ff

(24) ebd.

(25) Daheim und unterwegs, a.a.O.

(26) ebd.

(27) ebd.

(28) ebd.

AG SPAK BÜCHER

Rolf Schwendter (Hg.)

PSYCHIATRIE-JAHRBUCH

Psychiatrie und Antipsychiatrie im Ausland

ISBN 3-923126-12-3
183 Seiten, brosch.

M 54 DM 16,--

Arnim Stauth

VON WEGEN SCHIZOPHREN

Zur Kritik der Schizophrenie-Theorien

ISBN 3-923126-16-6
102 Seiten, brosch.

M 56 DM 10,--

Hg.: Arbeitskreis Demokratische Psychiatrie

GEGEN DIE LOGIK DER AUSSONDERUNG

Psychisches Leiden und Behinderung zwischen Ausschluß und Befreiung

ISBN 3-923126-18-2
183 Seiten, brosch.

M 58 DM 19,50

Peter Suchanek

DIE NOT DER TUGEND

Arbeit, Sexualität, Umgang mit Konflikten in sozialpsychiatrischen Einrichtungen

ISBN 3-923126-05-X
184 Seiten, brosch.

M 47 DM 14,80

Karl-Ernst Brill

ALTERNATIVEN ZUM IRRENHAUS

Auf der Suche nach einer veränderten Praxis

ISBN 3-923126-02-6
196 Seiten, brosch.

M 45 DM 12.80

Rolf Schwendter

READER ZUR PSYCHIATRIE UND ANTIPSYCHIATRIE

ISBN 3-88227-032-2
224 Seiten, brosch.

M 32 DM 18,--

AG SPAK - Publikationen, Kistlerstr. 1, 8 München 90

AG SPAK

Leisen/Trabert
SELBSTERFAHRUNG
Ein Weg für Nichtbehinderte zum besseren Verstehen der Behinderung
78 Seiten DM 5,--

Was es heißt, hierzulande behindert zu sein, das wollten Studenten in Erfahrung bringen - so gut dies für Nichtbehinderte möglich ist. In diesem Buch berichten sie über ihre Versuche und Eindrücke und ziehen daraus Schlußfolgerungen.

Enrique Blanco Cruz
AUSLÄNDER-FEINDLICHKEIT
Eine Antwort auf die Krise des Kapitalismus in Westdeutschland
149 Seiten
M 63 DM 13,--

Knut Papendorf
GESELLSCHAFT OHNE GITTER
Eine Absage an die traditionelle Kriminalpolitik
220 Seiten
M 67 DM 21,--

FRAUENBLICKE
Zeichnungen und Karikaturen von und über Frauen in Lateinamerika

80 Seiten, Kunstband
M 69 DM 15,--

Vier Künstlerinnen und Künstler aus Peru thematisieren aus ihrer jeweiligen Perspektive das, was sie bewegt, was sie betrifft. Meine Feder ist mein Messer! **Marisa Godinez** zeichnet die unterdrückte und ausgebeutete Frau in Lateinamerika. **Christine Rosenthal** nimmt die Frauen der herrschenden Klassen und deren Verhalten gegenüber ihren besitzlosen 'Mitschwestern aufs Korn. **Juan Acevedo** setzt sich zeichnerisch mit der Beziehung zwischen Mann und Frau auseinander und **Carlin** stellt den "ganz alltäglichen Wahnsinn" dar, den die Mehrheit der lateinamerikanischen Frauen erlebt.

Daß die Ziele der nationalsozialistischen Eugenetik nach 1945 nicht fallengelassen wurden, wird in diesem Buch an der theoretischen wie personellen Kontinuität in den humangenetischen Beratungsstellen der Bundesrepublik deutlich gemacht.

Die aufgezeigten Verflechtungen von heutigen Humangenetikern mit Organisationen der Behindertenbetreuung beleuchten den andauernden Versuch, bestimmte Menschen von der Fortpflanzung auszuschließen. Behinderungen aller Art sind dabei nur der Anfang, soziale Auffälligkeiten folgen.

Die aufgezeigte Tradition der Denkstrukturen festigt eine Fürsorge, die heute erneut Zwangssterilisationen mit gutem Gewissen zuläßt. Die Autoren -selbst behindert- belegen ihre radikale Kritik an der genetischen Beratung mit aufschreckenden Hintergrundinformationen. Kosten-Nutzen-Analysen, bevölkerungspolitische Überlegungen oder ökologische Perspektiven lassen den (behinderten) Menschen zum "Konzeptionsprodukt" verkommen.

Udo Sierck/Nati Radtke: DIE WOHLTÄTER–MAFIA.
Vom Erbgesundheitsgericht zur humangenetischen Beratung.
3. erw.Aufl. Hamburg, Selbstverl. März 1986, 134 S., DM 8,--
Bestellungen an:
Udo Sierck, Borselstr.15, 2000 Hamburg 50

Hg.: Oelschlägel
JAHRBUCH GEMEINWESEN-ARBEIT 1
Beiträge zu einer Bestandsaufnahme - Praxis, Probleme, Trends -

243 Seiten
M 59 DM 22,--

Gemeinwesenarbeit: Arbeitsprinzip oder Methode; Teil der Sozialarbeit oder eigenständige Strategie? Die theoretische Diskussion (falls es sie überhaupt gibt) ist wenig klar. Für eine Bestandsaufnahme, zum Feststellen von Problemen und Trends, für einen Neubeginn der Diskussion ist dieses Jahrbuch geschrieben.

Hg.: Hillenbrand, Luner, Oelschlägel
JAHRBUCH GEMEINWESEN-ARBEIT 2
Neue soziale Bewegungen

265 Seiten
M 65 DM 22,–

Hilfe zur Selbsthilfe anzuregen und Betroffene zu aktivieren ist schon immer eine der wichtigsten Intentionen der Gemeinwesenarbeit gewesen. Selbsthilfe in diesem Zusammenhang bedeutet sich in demokratischen Prozessen zu üben, sich zu organisieren und öffentlich aufzutreten. Selten sind GWA-Projekte über diese Phase des Prozesses hinausgekommen. Die neuen sozialen Bewegungen haben neue 'Qualitäten' in ihren Selbsthilfeansätzen entwickelt. Kann es für die GWA fruchtbar oder sogar notwendig sein, sich mit alternativen Ansätzen auseinanderzusetzen?

Hg.: Hillenbrand, Luner, Oelschlägel
JAHRBUCH GEMEINWESEN-ARBEIT 3
Stadtplanung und Stadtentwicklung

ersch. im Frühj. 86
ca. 250 Seiten
ca. DM 22,–

Der Themenschwerpunkt des Jahrbuch 3 ist die Stadtplanung und Stadtentwicklung Daneben werden sich wieder verschiedene Beiträge mit der Geschichte der GWA, mit aktuellen Nachrichten und Berichten von Tagungen, mit neueren Entwicklungen, mit Konflikten und Behinderungen, aber auch mit Erfolgen beschäftigen.

Im vorliegenden Buch schildern behinderte Frauen ihre Erfahrungen in einer Gesellschaft, die sie meist nicht in ihrer Rolle als Frauen ernstnimmt. In ihren Berichten verdeutlichen die "Krüppelfrauen" - wie sie sich selbst nennen - wie sie ständig an Grenzen gestoßen werden, weil sie dem *Ideal* einer attraktiven jungen Frau, die sich zum Vorzeigen (für den männlichen Partner) eignet, nicht entsprechen. Aber sie wenden sich auch gegen die Diskriminierung der Frau allgemein, deren Situation sich durch vielfältige Unterdrückungsformen in einer patriarchalischen Gesellschaft manifestiert. Diese doppelte Diskriminierung zeigen die Autorinnen in verschiedenen frauenspezifischen Bereichen auf, so z.B. an den Themen:

- rollenspezifische Erziehung-
-Abtreibung-
-Sterilisation-
-behinderte Mütter-
-Schönheitsideal-
-Vergewaltigung-

Besonders deutlich wird hierbei: Oftmals werden behinderten Frauen augenscheinlich Freiräume zugestanden (z.B.Sterilisation), die nichtbehinderte Frauen nur in den seltensten Fällen erlangen können. Bei genauerem Hinsehen läßt sich jedoch eine äußerst subtile Art der Menschenverachtung erkennen, weil hier der Maßstab der sozialen Wertigkeit von einem an Leistung und Brauchbarkeit orientierten System angelegt wird.

Dieses Buch wurde von behinderten Frauen geschrieben, um die Wirklichkeit ihres Alltags aufzuzeigen. Sie versuchen - aus ihrer Unterdrückung und Ausgrenzung heraus - , ihre Emanzipation als Frauen und Behinderte voranzutreiben.

ISBN 3 – 923 126 – 33 – 6

DM 15,–